

Wöchentlich 85 Pf., monatlich 2,60 M.  
Im voraus zahlbar, Postbezug 4,20 M.  
einjährlich 60 Pf., Postgebühren- und  
72 Pf. Postbestellgebühren. Ausland-  
abonnem. 6.— M. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentäg-  
lich zweimal, Sonntags und Montags  
einmal, die Abendausgaben für Berlin  
und im Handel mit dem Titel „Der  
Wend“, illustrierte Beilagen „Woll  
und Seil“ und „Kinderfreund“, „Kraut-  
„Frauentimme“ „Lehrling“, „Lied in  
der Böhmerwald“, „Sonnen-Vorwärts“  
und „Stadtbefrag“

# Vorwärts

## Berliner Volksblatt

Die einseitigen Kampfbroschüren  
50 Pfennig, „Klein-Kampfbroschüren“ des stich-  
druckes 35 Pfennig (jeweils zwei  
seitendruckte Broschüren), jedes weitere Wort  
12 Pfennig. Stempelgebühren das erste  
Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort  
10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben  
zahlen für zwei Worte. Arbeitermarkt  
Seite 60 Pfennig, Familienmarkt von Seite  
40 Pfennig. Anzeigenannahme im Haupt-  
geschäft, Lindenstraße 3, wochentägig  
von 9<sup>1/2</sup> bis 17 Uhr.

### Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3  
Fernsprecher: Dönhofs 292-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postcheckkonto: Berlin 37 536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und  
Beamten, Wallstr. 65. Et. u. Disc.-Gef., Depofitenkaffe, Jerusalemstr. 65/66.

# Zür Republik und Arbeiterrecht!

## Entschließung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion.

Die aus den Wahlen vom 14. September hervorgegangene sozialdemokratische Fraktion des Reichstags trat am Freitagvormittag um 10 Uhr zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Die Beratungen, die ausschließlich der politischen Lage gewidmet waren und mehrere Stunden in Anspruch nahmen, endeten mit der Annahme folgender Entschließung:

„Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion sieht nach dem Ausgang der Reichstagswahlen in der Erhaltung der Demokratie, der Sicherung der Verfassung und dem Schutz des Parlamentarismus ihre erste Aufgabe.

Die Demokratie ist bedroht von allen sozialreaktionären Kreisen, die die Wirtschaftskrise zum Abbau der Sozialpolitik und zur Senkung der Löhne ausbeuten wollen.

Sie ist bedroht durch die faschistische Bewegung der Nationalsozialisten, die den Opfern der kapitalistischen Wirtschaftskrise nach der Zertrümmerung der Demokratie die sofortige Heilung aller Leiden und die Lösung aller sozialen Fragen vorgaukeln.

Sie ist bedroht durch die kommunistische Partei, die selbst in dieser gegenrevolutionären Situation die Arbeiterklasse spaltet und den Kampf gegen Sozialreaktion und Faschismus erschwert.

Die Sozialdemokratie kämpft für die Demokratie, um die Sozialpolitik zu schützen und die Lebenshaltung der Arbeiterschaft zu heben.

Die Krise kann nicht gelöst werden durch Verminderung der Kaufkraft der Massen, sondern nur durch Arbeitsbeschaffung. Ebenso unerlässlich ist der Kampf der Fraktion im neuen Reichstag zur Herbeiführung eines Notgesetzes über eine solche Herabsetzung der Arbeitszeit, die es ermöglicht, die Erwerbslosen wieder in Arbeit zu bringen.

Die politische Unsicherheit birgt die Gefahr erster politischer Verwicklungen in sich. Sie hat die Flucht des deutschen Kapitals gesteigert und hindert den Zustrom ausländischen Kapitals. Sie verschärft die Wirtschaftskrise. Nur die Sicherung eines streng verfassungsmäßigen Regierens ermöglicht die notwendige Arbeitsbeschaffung zur Milderung des wirtschaftlichen Niedergangs.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion wird unter Wahrung der Lebensinteressen der arbeitenden Massen für die Sicherung der parlamentarischen Grundlage und für die Lösung der dringendsten finanzpolitischen Aufgaben eintreten.

Die Sozialdemokratie hält an den Grundrissen der bisherigen Außenpolitik fest, die zur Befreiung des Rheinlandes und zur Herabsetzung der Reparationslasten geführt hat. Sie lehnt alle außen- und handelspolitischen Experimente ab, die die wirtschaftlichen Beziehungen stören und zu einer neuen akuten Verschärfung der Krise führen würden.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion, entschlossen, die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen der Arbeiterschaft mit größter Energie zu verteidigen.

wird auf dem Wege der ordentlichen Gesetzgebung die Beseitigung der für die breiten Massen des Volkes unerträglichen Bestimmungen der Notverordnungen fordern

und erwartet von allen Arbeiterorganisationen stärkste Aktivität für die schweren bevorstehenden Kämpfe und die Bereitschaft, ihren Kampf außerhalb des Parlaments mit allen geeigneten Mitteln zu unterstützen.“

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat gestern nach vielstündiger Beratung ihren politischen Willen in einer ausführlichen Entschließung niedergelegt. Diese Entschließung zeigt Freund und Feind, welche Ziele die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ins Auge faßt und welche Wege sie im neuen Reichstag einzuschlagen gedenkt. Die Entschließung ist zugleich ein ernster Appell an die Arbeiterschaft und ihre Organisationen, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion in ihrem schweren Kampfe zu unterstützen.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion will nicht die Ausnutzung der Krise zu politischen Experimenten und Abenteuerern wie die Extremen von rechts und von links; sie sucht vielmehr ernsthaft den Ausweg aus der Krise. Sie will nicht spekulieren mit der Not, sie will ihr abhelfen. Im Mittelpunkt ihrer politischen Erwägungen und ihrer Entschlüsse stehen die Not des arbeitenden Volkes und die Vertretung seiner Interessen.

Die Lage, in der die Fraktion ihren Beschluß gefaßt hat, ist außerordentlich ernst. Sie hat ihre erste Aufgabe darin erblickt, auszusprechen, was ist die Gefahren aufzuzeigen, die der Demokratie und damit dem arbeitenden Volke drohen, und die Gegner zu kennzeichnen.

Die wirtschaftliche Krise wird verschärft durch die politische Krise und umgekehrt. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion will deshalb ihre Taktik darauf abstellen, eine Verschärfung der politischen Krise und der Unsicherheit zu vermeiden, um ein Weiterstreben der Wirtschaftskatastrophe von der politischen Seite her zu verhindern. Die Erhaltung der parlamentarischen Demokratie und der Verfassung steht deshalb im Mittelpunkt ihres Strebens. Die Gegner der Demokratie sind zugleich die Gegner der Arbeiterschaft. Sie wollen die Demokratie niederzwingen, um die Arbeiterschaft zu treffen. Sie wollen das Rad der Geschichte rückwärts drehen und die Arbeiterschaft politisch entrechteten, um sie wirtschaftlich auf die Knie zwingen zu können.

Im Praktischen will die Reichstagsfraktion für Ar-

beitsbeschaffung wirken. Sie wendet sich gegen die im Regierungsprogramm vertretene These, daß durch Einschränkung der Lebenshaltung des Volkes der Arbeitslosigkeit begegnet werden könnte. Die Produktion wird nicht angeregt, wenn die Kaufkraft sinkt, vielmehr muß die Anregung von der Seite des Verbrauchs her durch Erhöhung der Nachfrage erfolgen. Der Kampf gegen die Lohnabbauaktionen gilt deshalb nicht nur unmittelbar der Erhaltung der Lebenshaltung der in Arbeit stehenden Schichten, er ist vielmehr zugleich ein Kampf gegen die Arbeitslosigkeit für die Schaffung von Vorbedingungen zur Überwindung der Krise.

Als weitere wichtigste Aufgabe sieht die Fraktion die Lösung der dringendsten finanzpolitischen Fragen, die Befhebung der Etatschwierigkeiten an. Nur wenn der Haushalt geordnet ist, kann der unheilvollen Einwirkung der politischen Unsicherheit nach dem 14. September auf den deutschen Kredit begegnet werden.

Zu beiden Aufgaben tritt als dringende, unmittelbare Aufgabe hinzu, durch Verkürzung der Arbeitszeit Arbeit für die Erwerbslosen zu schaffen.

Die Voraussetzung dafür aber, daß diese ersten und notwendigen Aufgaben erfolgreich vertreten werden können, ist die Behauptung der Demokratie, die Sicherung der Verfassung und damit die Herbeiführung politischer Beruhigung.

Die Entschließung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ist die schärfste Ablehnung jener gewissenlosen und illusionären Versprechungen, die von Kommunisten und Nationalsozialisten in der Zeit der Not an verzweifelte Massen herangetragen werden. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion lehnt es auf das schärfste ab, eine Politik der gewissenlosen Abenteuer im Innern wie nach außen hin durch ihre Haltung auch nur indirekt zu begünstigen. Sie will den schweren und schmalen, aber einzig möglichen Weg gehen, der im Interesse der arbeitenden Massen und des ganzen Volkes nötig ist.

Die Sozialdemokratische Partei ist der einzige große und ernsthafte Garant dafür, daß aus der Zeit der wirtschaftlichen Not und der politischen Unsicherheit nicht eine politische und wirtschaftliche Katastrophe von größtem Ausmaß er-

## Metallverhandlungen vertagt.

Bis spätestens 9. Oktober.

Nach fünfständigen Verhandlungen in der Schlichtungskammer, die durch Einzelbesprechungen des Schlichters mit verschiedenen Parteivertretern mehrmals unterbrochen wurden, gab der Schlichter bekannt, daß die Verhandlungen bis spätestens 9. Oktober vertagt werden.

Der Schlichter will zusammen mit den Beisthern sich näher über die Auswirkung der Anträge der Parteien informieren. Er erklärte, allein von den Verhandlungen vor der Schlichtungskammer noch kein genaues Bild gewonnen zu haben.

Die Vertagung sei um so mehr notwendig, als die Parteien Anträge gestellt haben, die nicht nur eine Auswirkung für die Berliner Metallindustrie, sondern wehrschonlich für das ganze Reich haben werden.

Aus diesem Grunde will der Sonderschlichter unter Hinzuziehung von Parteivertretern und den geschlichen Betriebsvertretungen Betriebe des Verbandes Berliner Metallindustrieller befragen,

um sich über Einzelfragen, die für die Entscheidung des Hauptproblems ausschlaggebend sind, zu informieren. Er richtete an die Parteien das Ersuchen, bis zur Beendigung der Verhandlungen noch nach dem alten Tarifvertrag zu verfahren.

Diese Vertagung war überflüssig. Notwendig wurde sie lediglich deshalb, weil nicht dem zuständigen, mit den Verhältnissen in der Berliner Metallindustrie vertrauten Schlichter die Schlichtung übertragen wurde, vielmehr einem Sonderschlichter. Immerhin ist unter diesen Umständen anzuerkennen, daß der Sonderschlichter Dr. Böllers seine mangelnde Vertrautheit mit den Berliner Verhältnissen offen eingesteht, anstatt trotzdem eine sofortige Entscheidung zu fassen. Hoffentlich gelingt es ihm, sich ein genaues Bild zu verschaffen, denn von seiner Entscheidung hängt vieles ab.

(Siehe auch 3. Seite.)

# Reichsbanner marschiert

Sonntagnachmittag 4 Uhr im Lustgarten



# Gaida und Hitler.

## Hochverratsanklage gegen 96 tschechische Faschisten.

Prag, 3. Oktober. (Eigenbericht.)

Gegen 96 tschechische Faschisten ist eine Hochverratsanklage erhoben worden. Der Grund des Verfahrens ist darin zu suchen, daß die Zeitung der tschechischen faschistischen Partei mit reichsdeutschen Hitlerleuten und italienischen Faschisten über die Frage verhandelt hat, was die ausländischen Faktoren tun würden, wenn in der Tschechoslowakei das faschistische Regime zur Herrschaft käme. Der ehemalige General Gaida und seine Anhänger haben Reisen nach Deutschland und Italien unternommen. Ferner sind Sakalkreuzer aus Deutschland und italienische Faschisten in Prag gewesen. Mitglieder der faschistischen Partei haben der Staatsanwaltschaft von diesen Verhandlungen Mitteilung gemacht.

Die tschechischen Faschisten haben sich erst in der vergangenen Woche als die radikalsten und gewalttätigsten Deutschen hasser gezeigt. Sie haben den Sturm auf die Prager Kinos organisiert, in denen deutsche Tonfilme aufgeführt wurden. Das sind also Hitlers Bundesgenossen in der Tschechoslowakei. Da kann man nur mit dem angeklagten nationalsozialistischen Oberleutnant Wenzl in Leipzig ausrufen: „So haben wir uns den deutschen Befreiungstempel nicht vorgestellt!“

### Hitlers „völkische Schmach“.

Nacht einen Juden zum Arier und läßt sich von ihm lobhudeln.

Hitler macht in seinem „Völkischen Beobachter“ verzweifelnde Anstrengungen, die ihm peinliche Tatsache aus der Welt zu tunnen, daß sein neuester englischer Freund, Kothermere, jüdisches Blut in seinen Adern hat. Sein Hauptkollaborateur Alfred Rosenberg behauptet fest und steif das Gegenteil. Er brachte sogar ein reichlich verkwammertes Bild Kothermeres in der Tageszeitung, um darzutun, daß Kothermere nicht den geringsten jüdischen Zug aufweise. Dieser gleiche Rosenberg hat vor zehn Jahren genau das

Gegenteil behauptet. Kein Geringerer als General Ludendorff hat diese Entdeckung gemacht und müht sie nur in seiner „Ludendorffs Volkswarte“ weiblich aus. Im Jahre 1920 gab, worauf Ludendorff hinweist, Rosenberg im Deutschen Volksverlag München ein Buch mit dem wunderbaren Titel „Die Spur der Juden im Wandel der Zeiten“ heraus. Darin findet man folgende Stelle:

„König Edwards Günstlinge und vertrauliche Ratgeber waren zwei Juden, Abraham Salsoon und der aus Deutschland eingewanderte Ernest Cassel. Heute heißen die Kuffenschieber im Oberhaus Röntgen (Röntgen, ein gemelener Uhrmacher aus Göttingen), Rothschild, Wandsword (Stern), Burnham (Levy Lawson), Herzfel (Rapphali), Ludlow (Levy), Michelham (Stern), Rothschilke (Harmsworth-Stern), Kothermere (dessen Bruder) und andere.“

Fürwahr, die Sache der Juden liegt in guten Händen, und neben ihrer englischen Orientierung sind alle Juden allmählich einig geworden, ob sie Zionisten oder Antizionisten sind; deshalb haben sie die Entente, besonders aber England in der Bekämpfung des Landes mit allen Mitteln unterstützt, das diesem Staat entgegenstand, des Deutschen Reiches.“

Mit grimmigem Hohn bemerkte Ludendorff dazu:

„Blutiger ist noch nie eine antisemitische Bewegung in ihrer eigenen Zeitung verhöhnt worden. Ist es der antisemitische NSDAP und ihrem Leiter Hitler keine Schande mehr, von jüdischen Helfern und Kriegsbekämpfern gegen Deutschland so gelobt zu werden? Ja, ist es ihnen nicht eine unauslöschliche Schande, dieses Judentum in dem Parteibild als Kuffen wörtlich zu bringen und so zu kommentieren, ohne den Lesern gleichzeitig mitzuteilen, daß dieser Kothermere der Jude Stern und bekannte Kriegsheer und Deutscherverkäufer ist? Es ist eine völkische Schande und eine Schmach für eine sich antisemitisch nennende Bewegung, wie sie Juden nie auf sich luden.“

Das erste Lob, das Ludendorff den Juden spendet, ist, daß er sie moralisch höher einschätzt als den antisemitisch-faschistischen Hitler! Die wachenden Antisemiten in Hitlers Laden — die sechs Millionen Wähler wird er kaum selbst als machend ansehen — werden über Ludendorffs freundschaftliche Hinweise kaum erbaunt sein. Aber um ihres Adolfs willen dürften sie sich mit der Verlegenheitsrede begnügen: „Ru wenn schon!“

wächst, in der den Interessen des wertvollen Volkes schwerster Abtrag erfolgen müßte. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion ist sich ihrer Verantwortung gegenüber der deutschen Arbeiterklasse tief bewußt und hat ihre Beschlüsse aus dieser Verantwortlichkeit heraus gefaßt. Die ungeheuren Gefahren, mit denen eine Diktatur, gestützt auf die extreme Rechte, die Arbeiterklasse bedroht, dürfen nicht leicht gemogen und leichtfertig beiseite geschoben werden. Das demokratische Recht des Volkes, seine Organisationen, seine Presse, sein Mitbestimmungsrecht an der Gestaltung des Staatswillens sind untrennbar verknüpft mit dem Aufstieg der Arbeiterklasse. Wer diese Rechte dem Zugriff einer arbeitfeindlichen Diktatur überlassen wollte, würde sich schwer an den Interessen der Arbeiterklasse veründigen!

Wohl würde die Kraft der Arbeiterklasse auch aus einer derartigen Machtprobe am Ende siegreich hervorgehen — aber das ganze Volk und vor allem sein arbeitender Teil müßte die Durchbrechung der Demokratie, den Raub der demokratischen Volksrechte, ein Regime der Willkür und der Unterdrückung bezahlen mit den Folgen eines wirtschaftlichen Chaos, gegen die die Rotzustände von heute noch zurücktreten würden.

Diese unheilvolle Entwicklung zu verhindern, den Aufstieg aus der Krise anzubahnen, das ist es, was die sozialdemokratische Reichstagsfraktion erstrebt. Ihre Taktik ist nicht die der Katastrophe und der Abenteuer und der politischen Selbstauschaltung. Sie ist die der selbstbewußten und zielsicheren politischen Arbeit. Für die Interessen des arbeitenden Volkes, für die Sicherung der Demokratie, für den Aufstieg aus der Not — das sind die Gesichtspunkte, nach denen die sozialdemokratische Reichstagsfraktion zu handeln gedenkt.

## Brünings Besprechungen gehen weiter

Der Reichskanzler setzte am Freitag die Besprechungen mit den Parteiführern fort. Empfangen wurden der Abgeordnete Scholz von der Volkspartei und Vertreter der Christlich-Sozialen. Die Nationalsozialisten und Deutschnationalen sind zu Sonnabend gefahren.

## Ehe über Kreuz?

Krise in der Staatspartei. — Jungdo will zu Treviranus. — Demokraten zur Volkspartei.

Der Streit, der zwischen den Demokraten und der Volkspartei wegen der Staatspartei entbrannt ist, hat nunmehr auch Herrn Mahrau vom „Jungdoischen Orden“ auf den Plan gerufen. Er schreibt in dem Blatt seiner Organisation:

„Die jungdeutsch-volksparteiliche Bewegung ... kann sehr wohl neue politische Kampfbündnisse eingehen, sie ist sich aber auch ihrer Verantwortung bewußt, keineswegs leichtfertig etwa überständig gewordene Bündnisse über Bord zu werfen. Sollte es dennoch notwendig werden, so ist es selbstverständlich, daß notwendige Bündnisse und Lösungen in ritterlicher Form durchgeführt werden.“

Diese offene Drohung, die kaum 3 Wochen währende Ehe mit den Demokraten zu kündigen, bestätigt, daß die Staatspartei längst nicht jenes geschlossene Gebilde ist, als das es ihre Agitatoren immer wieder hinzustellen belieben. Tatsächlich geht durch die Staatspartei seit ihrer Gründung ein Riß, der angesichts der Meinungsverschiedenheiten wirtschaftlicher und politischer Art zwischen den Demokraten und den Volksparteilichen wohl niemals überbrückt werden dürfte. Deshalb haben die „Volksparteilichen“ Wähler zu den Christlich-Sozialen und den Konservativen ausgesprochen, während man in demokratischen Kreisen wieder eifrig dabei ist, mit der Volkspartei unter einen Hut zu kommen.

## Das Programm des Mondes.

Nationale Befreiung mit der bloßen Lamäng. — Kommunistische Spartakisten.

Wie wir hören, hat in kommunistischen Kreisen eine lebhaft erörterte des von uns schon charakterisierten „kommunistischen Sparprogramms“ eingeleitet.

Auch kommunistische Arbeiter sollen bereits ihr Erlaunen darüber geäußert haben, daß man zwar den Reichsbeamten und Polizeibeamten das ganze Gehalt streichen, den Millionären aber 80 Proz. ihres bisherigen Nettoeinkommens belassen will.

Auch kommunistische Juristen sollen schon bemerkt haben, daß Reichsbeamte ein tragbares Recht auf Gehalt oder Pension besitzen und daß man durch einfachen Reichstagsbeschluß ihre Bezüge gar nicht einsparen kann.

Auch kommunistische Revolutionsstrategen sollen sich schon Gedanken darüber machen, welche praktische Folgen es hätte, wenn man denen das Brot wegnähme, in deren Händen die Mäntel sind.

Und was sagen die kommunistischen Militärpolitiker? In dem kommunistischen Programm zur nationalen und sozialen Befreiung der deutschen Völker ist angeführt worden, daß die SPD, den Vertrag von Versailles zerreißen und die verlorenen Gebiete, soweit ihre Bevölkerung den Wunsch danach hat, zu Deutschland zurückzuführen werde. Jetzt wird der Antrag mit dieser „nationalen Befreiungspolitik“ gemacht, indem man die gesamte Wehrmacht beseitigt!

Die SPD, macht das alles mit der bloßen Lamäng!

Welleicht noch schlimmer jedoch ist dies: Ein kommunistischer Wirtschaftsgelehrter hat die Entdeckung gemacht, daß die Zahlungen aus dem Young-Plan im kommenden Rechnungsjahr 1925 + 25 Millionen Mark gleich 1710 Millionen Mark betragen werden; das kommunistische Sparprogramm setzt aber die Erparnisse aus der Verweigerung der Young-Zahlungen mit 2000 Millionen an, also

290 Millionen Mark mehr, als überhaupt zu zahlen sind!

Es ist zuzugeben, daß bei der bekannten kommunistischen Großzügigkeit ein Betrag von 290 Millionen eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt. Immerhin jedoch, Adam Riese ist Adam Riese. Wie man gleich um 200 M. reicher werden kann, in dem man eine Schneidrechnung von 171 M. unbezahlt läßt, bleibt ein Geheimnis der rein bolschewistischen Mathematik.

Gestern ist hier an das Wort der Ruth Fischer erinnert worden, die kommunistische Anhängerschaft würde jede Forderung schließen, die von oben ausgegeben würde, z. B. auch die nach einer „Regierung des Mondes“. Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß diesmal das Schlußwort bei der kommunistischen Reichstagsfraktion zu beginnen hat, die vor der Veröffentlichung des neuen Sparprogramms nicht einmal nach ihrer Meinung gefragt wurde. Es wird jedoch versichert, daß die kommunistische Reich-

tagsfraktion auf alle Fälle alles schlucken wird, denn eben an dem Schlucken erkennt man die Rameleuden.

Immerhin ist es ein Fortschritt, wenn man hier und da schon in kommunistischen Kreisen zu erkennen beginnt, daß die Spekulation auf die Allerdümmsten das Gegenteil von revolutionärer Politik ist.

## Rußland weist den Weg — ins Elend.

Charkow, 3. Oktober. (Off-Egypt.)

Wie gespannt die Finanzlage des Sowjetstaates ist, zeigt unter anderem die Tatsache, daß Löhne und Gehälter mit großer Verspätung ausbezahlt werden. In Charkow haben Gelehrte, Ärzte, Lehrer und andere Kopfarbeiter bis Ende September noch nicht einmal ihr Gehalt für August bekommen. Aber auch Arbeiter großer Sowjetfabriken haben im September noch keinen Lohn erhalten. Da der Bauer in der Stadt buchstäblich nichts kaufen kann, ist kein Geld im Umlauf. Als Folge der schwierigen Finanzlage werden alle Steuern, Mieten usw. rigoros eingetrieben. Das Verschwinden des Silber- und Kupfergeldes aus dem Verkehr im Zusammenhang mit der zunehmenden Inflation hat die Behörden veranlaßt, Bons herauszugeben. Es gibt solche zu 3 Rubel; sie sind perforiert und in kleine Streifen zu 20, 15, 10 und 5 Kopeken eingeteilt. Die Bons werden jedoch nur in den zentralen Arbeitergenossenschaften in Zahlung genommen; letztere haben aber keine Waren! Auf der Straßenbahn bekommt man beim Geldwechseln wiederum anderes Notgeld ausgezahlt.

Die Lebensmittelpreise sind unerschwinglich hoch. Nach Kartoffeln, die in Charkow eine große Seltenheit sind, stehen die Leute Stundenlang an. Kartoffeln kosten im „freien Handel“, je nach der Zufuhr, 25—60 Kopeken das Pfund. Das Obst ist schlecht und sehr teuer.

## „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!“

### Bolschewistische Theorie und Praxis.

Wie aus Moskau gemeldet wird, ist der Oberste Kriegs- und Revolutionsrat der bolschewistischen Marinekommission unter Führung des Admirals Sinow in Italien eingetroffen, um dem italienischen Marineministerium eine Einladung zur Einsetzung einer Marinekommission zum Studium der russischen Seestreitkräfte zu übermitteln. Die Kommission soll Ende Oktober in Moskau einreisen und die russischen Flotten in der Ostsee und im Schwarzen Meer besichtigen.

# Moratorium nicht beabsichtigt.

## Erklärung des Reichsfinanzministers.

In einer Unterhaltung mit den Berliner Vertretern der ausländischen Presse wurde Reichsfinanzminister Dietrich unter anderem auch gefragt, ob es richtig sei, daß die Reichsregierung ein Moratorium (Zahlungsausschub) für die Zahlungen aus dem Young-Plan anzulegen beabsichtige.

Dietrich autorisierte die ausländischen Journalisten ausdrücklich, zu erklären, daß er selbst nie daran gedacht habe, die Frage des Moratoriums anzuschneiden. Herr Schacht habe zwar vor seiner Reise nach Amerika eine Unterredung mit ihm gehabt, bei der auch diese Frage gestreift wurde, aber im Reichskabinett sei offiziell von einem Moratorium nicht die Rede gewesen.

### Schacht für Moratorium.

New York, 3. Oktober.

Der frühere Reichsbankpräsident Dr. Schacht hielt auf einem Festessen, das die deutsch-amerikanische Handelskammer und das

Institut für internationale Erziehung zu seinen Ehren veranstalteten, eine Rede über das Reparationsproblem und dessen Wirkung auf den Ausgang der Reichstagswahlen.

Schacht sagte u. a., der Kardinalfehler der sozialistischen Politik sei es gewesen, der Welt und der deutschen Arbeiterschaft vorzumachen, daß das Reich in der Lage sei, die Reparationszahlungen zu leisten.

Die gegenwärtige Lage in Deutschland gebe dem Reichskanzler Brüning unzweifelhaft das Recht, ein Moratorium zu verlangen. Der Reichskanzler spreche aber vor diesem Mittel zurück, um die Welt nicht zu beunruhigen. Aber der Antrag auf ein Moratorium werde eines Tages bestimmt kommen. Seine persönliche Ansicht sei, daß Brüning jetzt eine Atempause einlegen müsse durch eine neue Anleihe. Brüning müsse der Welt Gelegenheit geben, die Reparationsfrage für eine endgültige und tragbare Lösung noch einmal in gemeinsamer sachlicher Arbeit zu überprüfen.

## Das Reichswehrministerium wehrt sich.

### Disziplinarische Maßnahmen gegen Offizierszeugen.

Wie verlautet, wird nach dem Abschluß des Reichswehrprozesses vom Reichswehrministerium geprüft werden, ob gegen eine Reihe von Reichswehrzeugen auf Grund ihrer Aussagen vor dem Reichsgericht mit disziplinarischen Maßnahmen vorgegangen werden muß.

### Heute Urteil im Reichswehrprozeß.

Das Urteil im Hochverratsprozeß gegen die Ulmer Offiziere wird heute vormittag 10 Uhr erwartet. Es ist jedoch durchaus möglich, daß die Verhandlung sich auf eine spätere Stunde hinauszieht, da die Beratungen des Senats sehr schwierig sind.

### Ein Kommunist verurteilt.

Celzyg, 3. Oktober.

Der vierte Straffenat des Reichsgerichts hat am Freitag unter dem Vorsitz des Senatspräsidenten Lorenz den Bergmann Emil Jakob wegen Vorbereitung des Hochverrats und Bereithaltung des Republikstuhls gemäß dem Antrag des Reichsanwalts zu einem Jahr und sechs Monaten Festungshaft unter Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt. Jakob ist in Herne in der Nacht vom 7. zum 8. Mai dieses Jahres festgenommen worden, als er in der Nähe der Polizeifabrik Zerkungungsflugblätter wie „Der rote Schuppapfiff“ und andere bei sich trug. Er mußte auch zugeben, daß er solche zerkende Schriften bereits zur Verteilung gebracht hatte, behauptete aber, den Inhalt dieser Schriften nicht gekannt zu haben. Diese Behauptung wurde ihm nicht geglaubt. Er war Kassierer der SPD, und ein Funktionär dieses Grades müßte von dem Inhalt der ihm von der Partei übergebenen Flugblätter Kenntnis haben.

## Wirth und Fried.

### Schulgebete nicht zurückgenommen.

Weimgr, 3. Oktober. (Eigenbericht.)

Auf eine Anfrage des Reichsinnenministers Dr. Wirth an die Thüringer Regierung, was Thüringen zur Ausführung des Urteils des Staatsgerichtshofes wegen der Schulgebete veranlaßt habe, hat die Thüringer Regierung jetzt geantwortet, daß sie den entscheidenden Teil des Urteils im Amtsblatt veröffentlicht habe. Dazu ist zu bemerken, daß von einer Zurücknahme der beanstandeten Schulgebete in der Bekanntmachung jedoch nicht die Rede ist.



# Der Kampf um Briand.

Zusammenstoß mit Lardieu im Kabinett.

Paris, 3. Oktober. (Eigenbericht.)

Über den Verlauf des am Freitag im Elisee abgehaltenen großen Ministerrats, dem ersten nach den Reichstagswahlen, der Völkervereinigung und dem Frühstück in Bar-Le-Duc, ist, wie immer in derartigen Fällen, nur ein knappes recht nichtslgendes Communiqué ausgegeben worden. Es heißt darin lediglich, daß Briand und Handelsminister Flandin über die Genfer Tagung Bericht erstattet haben, und daß ihnen „für die glückliche Art, wie sie die französische These verteidigt haben, der Ministerrat gedankt hat“.

Diese trodene Formel läßt vermuten, daß der Dant nicht gerade heiß gewesen ist. Sie läßt außerdem die sonst übliche Betonung der Einstimmigkeit der Dankesbezeugung vermissen und aus gut unterrichteten Kreisen erfährt man, daß es tatsächlich zu recht heftigen Zusammenstößen zwischen Briand und Lardieu gekommen sei. Briand habe sich aufs entschiedenste dagegen verwahrt, daß das nationalistische Resseltreiben gegen seine Politik durch das Verschwörerstück von Bar-Le-Duc begünstigt und ermüdet worden sei. Auch soll Briand seinen Zweifel darüber gelassen haben, daß er entschlossen sei, sich vor dem Parlament und dem Lande bis aufs äußerste zur Wehr zu setzen, falls man ihn wirklich zum Kampf zwingen sollte. Die große Frage ist nur, ob Briand noch die Möglichkeit erhalten wird, an das Parlament zu appellieren. Gerade um ihr auszuweichen haben die Verschwörer von Bar-Le-Duc den Plan geschmiedet, Lardieu noch vor dem Wiederyusammentritt des Parlamentes freiwillig demissionieren zu lassen. So will man verhindern, daß Briand sich abermals ein Vertrauensvotum des Parlamentes verschafft, wie es ihm in all den Jahren seit dem Abschluß des Locarno-Vertrages trotz aller Quertreibereien immer wieder gelungen ist.

Die Entwicklung, die die französische Politik in den nächsten Wochen nehmen wird, verdient die stärkste Aufmerksamkeit des deutschen Volkes.

Briand kämpft um seine Stellung und um seine Politik. Der Ausgang der deutschen Wahlen hat beides auf das stärkste erschüttert. Für die französischen Nationalisten ist es ein nahelegendes, bequemes und nicht leicht widerlegbares Argument, daß in der deutschen Bevölkerung die Befürworter des Revanchekrieges erst dann einen mächtigen Aufschwung erhalten haben, als die französischen Truppen aus dem Rheinland zurückgezogen wurden.

Vor zwei Jahren schien Poincaré bereit, wenn auch innerlich widerstrebend, sich auf den Boden der Politik von Locarno zu stellen. Die Entwicklung der letzten Monate hat ihm den gewünschten Vorwand geliefert, um einen Frontwechsel vorzunehmen. Immer deutscher kommt der Poincaré des Ruhrkampfes wieder zum Vorschein.

Briand, für den die deutschen Wahlen ein besonders schwerer Schlag gewesen sind, versucht nun, seine erschütterte Stellung zu behaupten. Schon in früheren Jahren hat er durchblicken lassen, daß er auch anders kann. Seine letzte Genfer Rede ist in Deutschland viel zu wenig beachtet worden. In Erwiderung auf Dr. Curtius, der sein Bedauern darüber ausdrückte, daß die Resolution der Abrüstungskommission den Zusammentritt der Abrüstungskonferenz im Jahre 1931 nicht ausdrücklich festlegte, erklärte er:

„Ich kann doch nicht vergessen, daß während aus meinem Munde Worte der Versöhnung und der Zusammenarbeit fielen, als Antwort darauf ein Schrei des Hasses und des Todes aus den Wäldern emporgestiegen ist.“

Das bedeutet, daß zunächst auf dem Gebiete der Abrüstung Frankreich jedes Entgegenkommen ablehnen wird. Mit dieser Rede hat Briand seine Stellung zunächst wieder befestigt. Es ist zu befürchten, daß er sich auf die Dauer nur durch andere, ähnliche Konzessionen an die Nationalisten Frankreichs wird halten können — wenn überhaupt. Poincaré hat jedenfalls zur Zeit alle Trümmer in seinem Spiel, um den Außenminister der Versöhnungspolitik zu stürzen.

Der 14. September 1930 hat uns außenpolitisch um mindestens sechs Jahre zurückgeworfen.

## Deutschland und die Finanzhilfe im Kriegesalle.

Genf, 3. Oktober. (Eigenbericht.)

In zmeitägiger Aussprache hat die Vollversammlung des Völkervereinigung den Bericht und die Entschließung der Wirtschaftskommission angenommen. Die Entschließung bezieht sich in den Hauptpunkten auf die Aufnahme der Untersuchung der schwebenden Präferenzfrage an die Wirtschaftskommission Europas, die Behandlung der Reichsbegünstigungsklausel durch die kommende Regierungskonferenz und die Einleitung eines gemeinsamen Vorgehens gegen jede Art von Dumping. Die in den Kommissionsberichten laut gewordenen entgegengelegten Äußerungen wurden nochmals ausdrücklich als Vorbehalte formuliert.

Die feierliche Paraphierung des Konventionentwurfs über Finanzhilfe im Kriegesalle

oder bei Kriegsgefahr brachte sofort die Unterschriften von 28 Staaten. Deutschland hat nicht unterzeichnet, angeblich, weil der Außenminister erst dem Kabinett berichten müsse und weil die geforderte Garantie von 8 Millionen Goldfranken angelehnt werden müsse. Nach einer so aktiven Mitarbeit und angesichts der Unabhängigkeit der Konvention von einer vorherigen Abrüstung ist diese Haltung, die nur erneut ein Mißtrauen gegen das heutige Deutschland unterstellt, nicht zu verstehen.

## Kein Auswärtiger Ausschuß.

Scheidemann lehnt die deutschnationale Forderung ab.

Der deutschnationale Reichstagsabgeordnete von Frentagsh-Poringhagen hatte den Abgeordneten Scheidemann um die Einberufung des Auswärtigen Ausschusses ersucht. Scheidemann hat es abgelehnt, diesem Ersuchen zu entsprechen, weil für den Fall der Einberufung „mit dem Protest aller übrigen bis jetzt im Auswärtigen Ausschuß vertretenen Parteien gerechnet werden muß, außerdem auch der neue Reichstag Einspruch erheben würde, wenn unmittelbar vor seinem Zusammentritt noch eine Kommission der bisherigen Parlamentarier aktiv werden wollte“.

# Dreimal deutschnational



„Am Himmels willen, der Wirtschaftsparteiler will jetzt auch noch den Landtag auflösen!“

„Aha, der Volksparteiler ist dagegen!“

„Nun aber nig wie dafür!“

# Vor dem Sonderlichter.

Der Kampf im Reichsarbeitsministerium.

Im Reichsarbeitsministerium herrscht gestern Hochspannung. Zur Entscheidung stand der Lohnanstreit in der Berliner Metallindustrie, dessen Beilegung der Reichsarbeitsminister nicht den amtlichen Berliner Schlichtungsstellen überlassen, sondern durch die Einsetzung des Sonderlichters Dr. Wissell an sich gezogen hat. Sowohl die Auswahl der Unterhändler auf der Unternehmenseite als auch der Verlauf der Vorverhandlungen zeigte, daß sich die Tarifparteien darüber klar waren,

daß von dem Ausgang dieser Verhandlungen nicht nur die zukünftige Entlohnung der 150 000 Berliner Metallarbeiter abhängt,

sondern damit zugleich die von Hunderttausenden Metall- und anderen Arbeitern in ganz Deutschland. Neben den ständigen Unterhändlern der Unternehmenseite waren auch der Vorsitzende des Verbandes Berliner Metallindustrieller, Herr Borfig, erschienen, zugleich Vorsitzender des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustrieller und der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände; Generaldirektor Dr. Köttgen vom Siemens-Konzern und der als Scharfmacher bekannte Syndikus des Gesamtverbandes Deutscher Metallindustrieller, Dr. Lutz.

Die Vorverhandlungen wurden durch den Syndikus des VMDV, Rechtsanwalt Oppenheimer, eröffnet, dem als Vorsitzender der Metallindustriellen auftrat. Oppenheimer wiederholte im allgemeinen noch einmal das, was er in den dreimaligen direkten Verhandlungen bereits vorgetragen hat. Seine Hauptargumente waren wieder die gegenüber der Provinz viel zu „hohen“ Berliner Metallarbeiterlöhne und die angebliche Konkurrenzunfähigkeit der Berliner Metallindustrie mit dem Ausland. Er stellte vor allem die Uebereinstimmung der Berliner Metallindustriellen mit dem Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung in den Vordergrund,

das sich auch für eine allgemeine Lohnminderung „zum Wohle des Ganzen“ ausspreche.

Die Verkürzung der Arbeitszeit im Interesse der Behebung der Arbeitslosigkeit und damit auch im Interesse der Wiederbelebung der Wirtschaft wurde natürlich als kein geeignetes Mittel der Konjunkturbelebung abgelehnt. Auf die Gegenforderungen der Gewerkschaften nach Lohnhöhung einzugehen, lehnten die Metallindustriellen überhaupt ab.

Von den Vertretern der Gewerkschaften wurde den Unternehmern an stichhaltigem Material, das zum größten Teil aus dem Unternehmerrlager stammte, nachgewiesen, welches Doppelspiel sie der Defizitlosigkeit gegenüber treiben. Auf der einen Seite schildern sie die Lage ihrer Betriebe grau in grau, wenn es sich aber, wie in dem bekannten Falle Siemens, darum handelt,

Geld vom Auslande zu bekommen, werden Bilanzen aufgestellt, in denen von der Not der Metallindustriellen nichts mehr zu erkennen ist.

Die Leistungssteigerung der Arbeiterschaft berechtige die Gewerkschaften zu der Forderung, auch den Arbeitern endlich den Anteil zu gewähren, der ihnen an der Rationalisierung zusteht. Die Lohnkürzung um 15 Proz. würde für einen nicht geringen Teil der Berliner Metallarbeiter, die schon seit langer Zeit verkürzt arbeiten, bedeuten, daß sie hart an die Grenze des Existenzminimums gedrängt werden. Auf die Metallindustriellen, die eine feste Marschroute hatten, machten jedoch diese unwiderleglichen Ausführungen offenbar keinen Eindruck. Sie ließen die Berechnung ihres Syndikus spielen und sahen nur das eine Ziel vor Augen: Herunter mit den Löhnen um 15 Proz.!

Nach zweieinhalbstündigen Vorverhandlungen setzte der Sonderlichter eine Kammer ein, die auf der Gewerkschaftsseite aus den Genossen Bredow, Ulrich und Drimann bestand und auf der Unternehmenseite aus den Generaldirektoren Dr. Köttgen, Krammerer und dem Syndikus Dr. Lutz besteht.

## Die Ausschaltung Wissells.

Verlegenheitsausreden des „Deutschen“.

„Der Deutsche“, dem die Ausschaltung des sozialdemokratischen Schlichters Wissell im Konflikt der Berliner Metallindustrie peinlich ist, behauptet in seiner Nummer 232 vom 3. Oktober 1930, Wissell habe die Ausschaltung selbst herbeigeführt, indem er vorher Urlaub genommen habe. Das habe er getan, obwohl er den Konflikt in der Metallindustrie vorausgesehen habe. Diese Behauptung ist unrichtig. Wissell hatte bereits am 12. September einen Urlaub vom 15. September bis 11. Oktober erbeten. Das geschah, weil er sich in der Wahlbewegung ein Leiden zugefügt hatte, das lange ärztliche Behandlung erforderte. Daß bei dem Urlaubsgesuch von Wissell der Gedanke an eine einmalige Schlichtertätigkeit im Konflikt der Berliner Metallindustrie keine Rolle spielen konnte, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß zu der damaligen Zeit niemand voraussehen konnte, daß eine Anrufung der Schlichtungsinstanzen überhaupt notwendig sei. Die Verhandlungen zwischen den Parteien sind erst am 30. September gescheitert. Erst an diesem Tage war es also deutlich geworden, daß die Schlichtungsinstanzen in Funktion treten würden. Es kann also keine Rede davon sein, daß Wissell sich selbst ausgeschaltet hat, es bleibt dabei, daß er ausgeschaltet worden ist.

## Chintschuf ernannt.

Als Botschafter der U.S.S.R. in Berlin.

Moskau, 3. Oktober.

Das Präsidium des Zentralerekutivkomitees der U.S.S.R. hat nach Erteilung der Agreements durch die Reichsregierung Leo Chintschuf zum Botschafter der Sowjetunion in Berlin ernannt. Der Beschluß wurde heute veröffentlicht.

Chintschuf war ursprünglich Mitglied der menschewistischen Partei. Nach der Oktoberrevolution war er in wirtschaftlichen Organisationen tätig und trat zu den Kommunisten über. Er war Vorsitzender des Zentralkomitees der zentralen Vereinigung der Konjunkturforschenden. Politisch ist Chintschuf nicht hervorgetreten, er war in der letzten Zeit mit Handelsmissionen betraut.

## Strefemanns Todestag.

Ein Telegramm Briands.

Während am gestrigen ersten Jahrestag des Todes Strefemanns ein Grabmal auf dem Luisenstädtischen Friedhof enthüllt wurde, fand in der Genfer Völkervereinigung eine Rundgebung des Bedenkens statt. Der Präsident unterbroch die Verhandlungen, um eine kurze Rede zu Ehren des verstorbenen Reichsaussenministers zu halten, die von den Anwesenden stehend angehört wurde. Im Namen der deutschen Völkervereinigung dankte Graf Bernstorff.

Unter den zahlreichen Sympathisierendungen, die an die Witwe Strefemanns gerichtet wurden, sei neben einem Schreiben Otto Brauns im Namen der preußischen Regierung auch ein besonders herzlich gehaltenes Telegramm Briands erwähnt.

## Starhemberg dementiert sich.

Der „mißverständene“ Faschistenaufruf.

Wien, 3. Oktober.

Die Bundesführung der Heimwehr hat einen auch von dem Innenminister Starhemberg unterschriebenen Aufruf erlassen, in dem angekündigt wird, daß die Heimwehr unter dem Namen eines Heimatbundes unabhängig von jeder politischen Partei in allen Bundesländern in den Wahlkampf ziehen werde und sie sich auch durch eine „rote Mehrheit“ das Steuer des Staates nicht werde entwinden lassen. Am Freitag erklärte Starhemberg nun, daß der Aufruf mißverstanden worden sei. Durch die Gründung des Heimatbundes sei in keiner Weise die Laizität für die Wahlen festgelegt und es sei lächerlich und falsch, darin einen Schlag gegen die Christlichsozialen Partei zu sehen. Ebenso bestreitet er, daß in dem Aufruf Faschistisches geduldet würde. Demgegenüber sind dem Christlichsozialen „Neuzeitungsblatt“ Mitteilungen aus Heimwehrkreisen zugegangen, nach denen die Interpretation des Ministers Starhemberg unrichtig ist.

Der Republikanische Schutzbund erläßt einen Aufruf, in dem erklärt wird, daß die Arbeiterklasse die Verfassung und die Rechtsordnung verteidigen werde. Sie werde stark genug sein um zu verhindern, daß faschistische Marrenstreiche das Volk in ein neues unermessliches Unglück stürzen. „Wer es wagt, so heißt es zum Schluß des Aufrufs, das österreichische Volk in seiner demokratischen Selbstbestimmung zu hindern, der wird auf Widerstand der Schutzbündler stoßen.“

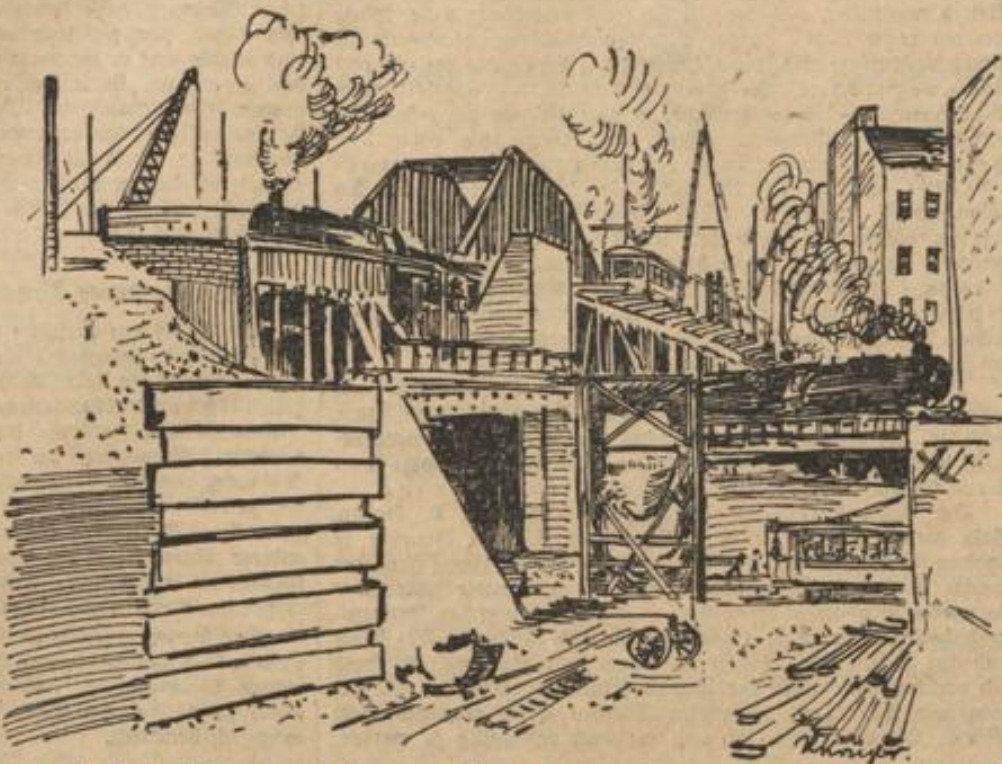






# Neuer Kreuzungsbahnhof entsteht

Zu den vielen Verbesserungen, die der Berliner Verkehr durch die Elektrifizierung der Stadt- und Ringbahn erfahren hat, gehört auch die Verlegung des Bahnhofs Eberstraße. Dieser etwas abseits von großen Verkehrswegen liegende Bahnhof wird damit eine wichtige Funktion bekommen. Er wird zum Umsteigebahnhof zwischen Wanneseebahn und Ringbahn. Bisher war nur die Umsteigemöglichkeit Ringbahnhof Schöneberg, Wanneseebahnhof Großgörschenstraße vorhanden. Ringbahn und Wanneseebahn kreuzen sich bei der Unterführung Tempelhofer Straße — Sachsen-damm, der wichtigen Verbindungsstraße Schöneberg — Tempelhof, die eine immer größere Verkehrsfrequenz aufweist. Hier wird der neue Bahnhof Eberstraße als Kreuzungsbahnhof gebaut. Zu gleicher Zeit wird die sehr schmale, völlig unzureichende Unterführung um etwa das Dreifache auf die Straßenbreite des Sachsen-dammes verbreitert. Einige Gleisüberführungen, die ohne Stützen die Straßen überbrücken, sind schon fertig. Der übrige Bau, der unter Aufrechterhalten des gesamten Verkehrs fertiggestellt wird, bietet ein interessantes Bild. Unsere Zeichnung zeigt einen Blick von der



Torgauer Straße und läßt etwas von dem Umfang der noch zu bewältigenden Arbeit ahnen. In drei Etagen übereinander regster Verkehr: Straßenbahn, Wanneseebahn, Ringbahn und Güterverkehr. Betonmischmaschinen, Krane, Haufen von Baumaterialien, Gleisanlagen von Loren, ein Bild rastloser Arbeit. Der ganze Bau ist auf 5 Millionen Mark veranschlagt.

Darauf ließ Rädle zu der Wand, die den Führersitz von der Kabine trennt, öffnete das kleine Fenster und suchte dem Piloten verständlich zu machen, daß der zweite Reisende in die Tiefe gestürzt sei. Bei dem Dröhnen der Motoren konnten sich Führer und Fluggast nur durch Zeichen verständigen, und so dauerte es längere Zeit, bis der Pilot begriff, daß hier ein Unfall vorlag. Er wandte sofort die Maschine und suchte längere Zeit, in 700 Meter Höhe kreisend, den Erdboden ab, konnte jedoch nichts finden. Die Kriminalpolizei in Hannover stand den Angaben Rädles anfangs etwas skeptisch gegenüber. Man griff deshalb zu einem Experiment, um festzustellen, ob die Befundungen des Flensburger Kaufmanns stimmten. Das Flugzeug mußte noch einmal aufsteigen, und man stellte nun fest, daß bei dem Donnern der Motoren ein Fluggast, der aus dem Fenster sieht, in der Tat kaum bemerken könnte, daß ein Mensch neben ihm aufsteht, zumal die Maschine leichten Schwankungen und ständigen Vibrationen ausgesetzt ist. Dagegen wurde festgestellt, daß es während der Fahrt bei laufendem Motor nur einem sehr kräftigen Mann möglich ist, die Tür des Flugzeuges, an der ein sehr starker Luftstrom vorbeigeht, zu öffnen. Da nach diesen Proben kein weiterer Verdacht gegen Rädle mehr bestand, wurde er von der Polizei in Hannover wieder auf freien Fuß gesetzt.

Ein Unfall scheint jedoch ausgeschlossen zu sein, da die Tür des Flugzeuges, wenn etwa ein Fluggast beim Schwanken der Maschine dagegen gefallen sollte, dem Anprall des Körpers im allgemeinen nicht nachgibt.

Die Gendarmerie, die von Hannover aus benachrichtigt wurde, suchte die Unfallstelle ab und fand in der Nähe von Sottorf die völlig zerschmetterte Leiche Kipplers, die vorläufig bis zur endgültigen Klärung beschlagnahmt worden ist.

## Zug rast in Menschenmenge. Sechs Reisende getötet. — Auf offener Strecke ausgeflogen.

Paris, 3. Oktober.

Am Bahnhof St. Lazare ereignete sich heute nachmittag ein schweres Eisenbahnunglück. Die Reisenden eines Vorortzuges, der aus noch nicht geklärter Ursache hundert Meter vor der Einfahrt zum Bahnhof anhalten mußte, stiegen auf offener Strecke aus. In diesem Augenblick fuhr ein Schnellzug in die Menge. Sechs Personen wurden getötet, zahlreiche schwer verletzt.

## Neuer Flugzeugzusammenstoß.

Paris, 3. Oktober.

Ein neuer schwerer Unglücksfall ereignete sich heute mittag in der Nähe des Flugplatzes von Le Bourget, wo zwei Jagdflieger Übungsflüge ausführten und in beträchtlicher Höhe miteinander zusammenstießen. Sie stürzten ab. Der Pilot des einen Flugzeuges konnte im Fallschirm abpringen und unbeschädigt landen, dagegen wurde der andere Pilot unter den Trümmern seines Apparates begraben und verbrannte. Angesichts der immer häufiger werdenden Flugzeugkatastrophen in der französischen Luftarmee hat der linksunabhängige Abgeordnete Renaudour eine Interpellation in der Kammer sofort nach Wiederkunft des Parlaments angekündigt.

## Zwei Frauen überfahren.

In der Kreuzung der Manteuffel- und Kaiser-Wilhelm-Straße in Tempelhof stieß gestern Abend ein Privatauto mit einem Lieferauto zusammen. Zwei Frauen, die in diesem Augenblick die Unfallstelle passierten, wurden von dem einen Auto erfaßt und schwer verletzt. Die Verunglückten, Frau Ute Böhlen aus der Derfflingerstraße 4 und die 67jährige Frau Helene Schütz aus der Friedrich-Wilhelm-Straße fanden im Tempelhofer St. Joseph-Krankenhaus Aufnahme.

# Der Sprung in den Tod.

Wieder ein Selbstmord vom Flugzeug aus.

Hannover, 3. Oktober.

Nach der Landung des Flugzeuges der Strecke Hamburg — Hannover auf dem Flughafen Hannover berichtete dort der Fluggast Rädle, daß gegen 12.10 Uhr ein zweiter Fluggast Kippler, in offenbar selbstmörderischer Absicht aus dem Flugzeug gesprungen sei. Sie hätten nebeneinander gesessen und Rädle habe interessiert aus dem Fenster die Landschaft betrachtet, bis er einen scharfen Luftzug verspürte. In diesem Augenblick habe er gesehen, wie sich Kippler hinauswarf, ohne daß er ihn daran hindern konnte. Die Kriminalpolizei ist mit der Untersuchung des Vorfalls beschäftigt.

Die Leiche wird in der Gegend von Neudorf südlich Harburg gesucht.

Nach 12 Uhr mittags landete das Junkers-Flugzeug F 13 der Deutschen Luft Hansa auf dem Flugplatz Hannover, und der Führer sowie ein Passagier, namens Rädle aus Flensburg, berichteten in großer Erregung, daß unterwegs ein Passagier, ein

Kaufmann Kippler aus Hamburg sich aus dem Flugzeug gestürzt habe. Der Flugplatzleiter verständigte sofort die Kriminalpolizei, da in der Maschine lediglich zwei Personen gewesen waren und da zunächst nicht einmal festgestellt werden konnte, ob hier ein Unglücksfall oder etwa ein Verbrechen vorlag. Der Kaufmann Rädle wurde von Kriminalbeamten vorläufig in Haft genommen und eingehend befragt. Rädle gab an, daß er mit dem Kaufmann Kippler zusammen auf einem der breiten Sitze der Maschine gesessen habe. Rädle selbst habe bei dem schönen Wetter ständig aus dem Fenster gesehen und sich um seinen Mitreisenden nicht bekümmert. Es war ihm deshalb auch nicht aufgefallen, daß Kippler etwa um 11.10 Uhr aufgestanden sei.

Er sei erst aufmerksam geworden, als er plötzlich einen scharfen Luftzug verspürte. In der Annahme, daß der zweite Reisende ein Fenster geöffnet habe, drehte sich Rädle nach seiner Angabe um und bemerkte entsetzt, daß die Tür des Flugzeuges offenstand und der zweite Passagier fehlte.

Walter A. Persich  
7) **Vielleicht morgen...**

Unberecht. Nachdruck verboten. Gustav Neppenhauer Verlag U. S., Berlin-Weißhof.

„Mich wundert, daß sich Leute in Ihren Verhältnissen Kinder zulegen, Herr Werla.“ Herr Werla, sagte sie. Das sollte bestimmt eine Auszeichnung sein. „Es ist doch wirklich sehr einfach, keine zu bekommen...“ lächelte sie unbestimmt.

„Was soll man dagegen tun...“ meinte er verlegen, „wir sind nun vier Jahre verheiratet. Ein Kind ist nicht zu viel. Wir wollten es haben.“

„Sie wollten es? Nun, Geschmacksache! Ich habe einmal eine Operation durchmachen müssen, seitdem bin ich gesichert. Zuweilen fällt das angenehm auf, nicht wahr?“

„Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, Fräulein Reimers! Sonst sind Bürodamen allgemein sehr zimperlich. Wenn man da einmal ein derbes Wort fallen läßt, wird gleich beleidigt getan.“

„Ach die...“ sagte sie nur, womit sie offen ließ, in welcher Art und wieweit ihre Ablehnung gehe. Ihr Betragen wirkte völlig rätselhaft, sie ließ die Spitze ihrer rosigen Zunge um die Zähne spielen, lächelte und sagte nichts, machte dabei aber ein Gesicht als hätten sie sich eben über Gott weiß was geeinigt. Zwei Leute stiegen ein, man mußte nun über weniger persönliche Dinge reden, dennoch blieb in allem das Verwirrende ihres Spiels. Das war keineswegs unangenehm, nur fürchtete Werla, zuviel zu sagen und redete deshalb überhaupt nicht.

Selbst, als sie sich in der Kiste gegenüberstanden, war er sich nicht schlüssig geworden. Resigniert reichte er ihr die Hand.

Sie hielt ihn eine Weile fest: „Sind Sie jetzt ganz allein in der Wohnung?“

„Ja — verdammt langweilig, kann ich Ihnen sagen, und ungemütlich.“

„Seit drei Wochen?“

„Sogar etwas länger.“

„Schrecklich! Dann wird es Zeit, daß sich eine Frau um Sie kümmert. Wissen Sie was?“ fügte sie scheinbar nachdenklich hinzu, als sei ihr diese Idee eben gekommen, „ich habe gerade heute nichts vor. Lassen Sie mich Ordnung schaffen. Sie sollen sehen, wie gemütlich es wird — ich bin auch allein, da ist es bei mir zu Hause ebenso öde. Einverstanden?“

„Abstrus hätte Werla für möglich gehalten, vielleicht, daß ihm diese Reimers doppelten Lohn ausgezahlt hätte, daß er eine Riesenerbschaft machte, nur nicht ein so dreistes Anerbieten. Da stand sie vor ihm, ein prachtvolles Weib, hübsch und lustig. Eine von denen, die von adretten Bürojongen sicher alles haben konnte — und mit ihm, dem Arbeiter Werla, ohne Kragen, alltäglich gekleidet und ein armer Schlucker, mit ihm wollte sie in die Wohnung gehen. Oder dachte sie sich nichts dabei?“

„Sie sind sehr nett“, sagte er in seiner langsamen Art und wunderte sich, daß sie, ihren Arm unter seinen geschoben, vorwärtssteuerte. „Haben Sie auch daran gedacht, was die Leute sagen werden, wenn Sie so mit einem verheirateten Mann gehen?“

„Ach so — Sie sind ein Angsthase und Dummkopf, Herr Werla? Gut, lassen wir's. Nehmen wir auf Ihre Moral Rücksicht langweilen wir uns an verschiedenen Ecken der Stadt! Wir können uns dabei ausreichend über den verpöhlten Abend ärgern. Ich wollte Ihnen einen Gefallen tun und mir die Grillen vertreiben.“

Schnell wehrte er ab: „So meine ich das nicht, Fräulein Reimers. Ich dachte nur Ihretwegen...“

„Unnützig. Moral ist unmodern. Wir sind erwachsene Menschen und können frei handeln. Außerdem: wer kennt mich schon? Um meinen Ruf machen Sie sich keine Sorge. Ich verlasse alles Gerede.“

Ihre Schritte klappten durch den Lortweg, stiegen die Holzstiege hinauf, der Schlüssel klapperte, ein Ruck — schnell hinein. Die Lampe stand bereit im aufflammenden Schein eines Streichholzes wartete das Kontorfräulein auf dem Flur. Das Lampenglas flirrte unsicher.

Die Reimers warf ihren Mantel achlos über die Nähmaschine, er trug die Lampe in die Küche, und nun inspizierte sie mit schnellen Blicken, lächelte wieder und suchte Geschirr zusammen.

„Hören Sie, Herr Werla, es ist noch Zeit. Ich mache Feuer und lege die Kartoffeln an, Sie holen Fleisch, eine Dose Erbsen, einen Liter Milch, und wenn Sie wiederkommen, ist der Tisch schnell gedeckt.“

Geborjam nahm er seine Mühe. Daß er daran auch nicht gedacht hatte! Die Sache war doch auf dem Wege beschlossen worden, und überall hatten die Geschäfte Licht gehabt. Geld wollte er aus der Lade nehmen? Gar nicht daran zu denken — wenn er Fräulein Reimers nicht den Appetit verderben wollte, dann lasse er sie für ihr Teil bezahlen, und damit basta. Am Mittagstisch koste es auch, da schmecke der Kram aber nicht!

Was sollte er tun? Bald stand er beladen mit Paketen wieder in der Küche. Die Kartoffeln kochten, durch die Stube dehnte sich das Licht der Hängelampe. Feuer knisterte schon recht wärmend, über den Tisch breitete sich eine Decke und darauf standen vier Teller mit Bestecken. Sogar die Zeitung lag bereit. Diese seine Wohnung, zwei Zimmer, Küche, Flur und Klosett in einem alten Hinterhaus der Stadt Berlin, verwandelte sich, und er stand daneben und mußte nicht, wies. Man konnte also auch in der Stube essen, ein Tischstuch war da und es fehlte nur die Musik und der Kellner, dann war es wie im Restaurant vorhin. Musik? Er drehte die Kurbel am Apparat, suchte die letzte Platte — Wann und wo? Marschlied aus der Haller-Revue von Walter Kollo — tara, tara, tamtara-tara — Fräulein Reimers Gesicht glühte, kleine Locken ringelten sich aus der seitlich geschneitelten Bubi-frisur, rotgold, bis auf ihre starken Augenbrauen. Prall und weiß kamen die Arme aus der Bluse hervor. So trug sie auf und sang mit: „Wann und wo kann ich dich wiedersehen...“ und sie lachte dabei eigentümlich, sie legten sich, und das Essen schmeckte wundervoll. Ihre Eltern wohnten in Hamburg, erfuhr Werla. Hamburg sei eine zu langweilige Stadt. Nichts könne man da erleben. Auf die Frage, welche Erlebnisse sie denn so wertvoll dünkten, gab sie belustigt keine Antwort! Immer wieder erschienen ihre festen Zähne — der Anblick zwang ihn, an seine Viebschaft im Kriege, eine kleine Flamin zu denken, die zugleich stöhnte und biß.

Beim Abräumen befahl Fräulein Reimers: „Sie lesen jetzt in Ruhe Ihre Zeitung — nein, nein, Sie haben in der Küche nichts zu suchen. Ich bringe nachher den Kaffee und dann können wir es uns gemütlich machen. Legen Sie inzwischen Bricketts nach.“

(Fortsetzung folgt.)



## Unternehmer unter sich.

Eine Prügelei vor dem Arbeitsgericht.

Eine wüste Szene! Zwei Unternehmer sollen zahlen, und da keiner von beiden zahlen will, schlagen sie sich blutig, daß der eine auf dem Erdboden liegt und der andere heimlich entflucht, als das Ueberfallkommando erscheint.

Herr Klementz, Inhaber einer Drahtzaunfabrik, und Herr Timm, der früher einmal in die Firma als Teilhaber eingetreten wollte, waren von einem Angestellten wegen Nichterhaltung eines Anstellungsvertrages verklagt worden. Wer von den beiden war zur Erfüllung verpflichtet? Es ging um Geld. Heilige Gefühle waren entsetzt, das Innerste der beiden Herren war aufgewühlt. Während der Verhandlung schon schrien sie aufeinander ein, und auf dem Gange packte Herr Timm Herrn Klementz und schlug auf ihn los, bis er blutend am Boden lag. Schließlich konnte Klementz flüchten, Timm aber eilte ihm nach, und im Erdgeschloß des Arbeitsgerichtes kam es zu einer neuen wilden Prügelei. Immer höher wurde der Kampf, man stürmte ins Haus zurück, der eine von beiden riß die Tür eines Zimmers auf, in dem gerade verhandelt wurde, im Gerichtssaal wurde der Kaufhandel sortgesetzt; vergeblich versuchten die überraschten Parteien, versuchen der Richter und seine Beisitzer, die unerwarteten, schimpfenden und schlagenden Besucher auseinanderzubringen.

Erst das Ueberfallkommando konnte die Kampfhähne trennen. Aus vielen Wunden blutend, wurde Herr Klementz vorläufig in Haft genommen. Herr Timm hat es vorgezogen, das Haftpantier zu ergreifen und schnurstracks zu entleeren...

## Bombe im Postamt.

Schwere Explosion. — Die Beamten durch glücklichen Zufall gerettet.

London, 3. Oktober.

Eine schwere Bombenexplosion ereignete sich heute nachmittag vor dem Londoner Hauptpostamt. Während Postbeamte damit beschäftigt waren, ein Postauto zu beladen, explodierte plötzlich der Inhalt eines mit Postsendungen gefüllten Sackes.

Die Sprengwirkung war außerordentlich stark. Sämtliche am Postwagen beschäftigten Angestellten wurden zur Erde geschleudert und verdankten lediglich einem glücklichen Zufall, daß sie nur mit Hautabrisuren davon gekommen sind. Ueber den Ursprung der Bomben konnte bisher nichts Genaues festgestellt werden.

## Keine Arbeit in Berlin!

Neue Warnung vor dem Zuzug Arbeitsuchender.

Auf den Plakaten, die der Präsident des Landesarbeitsamts Brandenburg wie bisher in allen Arbeitsämtern der Provinz Brandenburg und der Grenzmark Posen-Westpreußen angeschlagen ist, um durch die Veröffentlichung der Berliner Arbeitslosenziffern abermals vor dem unregelmäßigen Zuzug nach Berlin zu warnen, werden für den 1. September 1930 folgende Zahlen angegeben:

Am diesem Tage gab es in Berlin im ganzen: 346 410 Arbeitslose, darunter 75 188 Metallarbeiter, 29 290 ungelernete Arbeiter, 85 607 kaufmännische Angestellte, 5707 Techniker.

Am 1. August hatte sich die Arbeitslosenzahl auf 347 882 gestellt, sie hat also in dem einen Monat nur um 1472 abgenommen. Vergleichen hat sich die Arbeitslosenzahl unter den Metallarbeitern, und zwar um fast 3000, ebenso unter den ungelerten Arbeitern um ungefähr 2000; auch unter den kaufmännischen Angestellten um ungefähr 1300, dagegen ist die Arbeitslosigkeit bei den Bauarbeitern wieder etwas zurückgegangen.

## Besucht Berlins Museen.

Die Besuchszeiten der neuen Häuser. — An drei Tagen freier Eintritt.

Die Verwaltung der Berliner Staatlichen Museen gibt jetzt die allgemeinen Besuchszeiten der jetzt eröffneten neuen Museen auf der Museumsinsel bekannt. Das Deutsche Museum, das Pergamon-Museum und das Vorderasiatische Museum sind an allen Wochentagen mit Ausnahme des Montags von 9—15 Uhr geöffnet. Am Sonntag, Mittwoch und Sonnabend ist der Eintritt frei, am Dienstag, Donnerstag und Freitag werden 50 Pf. Eintrittsgebühr erhoben.

## Der neue Winterfahrplan für Berlin.

In der Nacht vom 4. zum 5. Oktober tritt bei den Stadt-, Ring- und Vorortbahnen ebenso wie im übrigen Reichsbahngebiet der Winterfahrplan in Kraft. Gegenüber dem bis dahin geltenden Sommerfahrplan wird der Verkehr nahezu im unveränderten Umfang aufrechterhalten. Lediglich auf der Strecke nach Friedrichshagen kann infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse der bisherige Fünfminutenverkehr nur während der Zeit des Berufsverkehrs aufrechterhalten bleiben. Außerhalb des Berufsverkehrs ist auf dieser Strecke der im Vorortverkehr übliche Zehnminutenverkehr vorgesehen. Bei den Fahrplänen sind auch die neuen Taschenfahrpläne für den Winterabschnitt erhältlich. Neben dem sogenannten „Taschenfahrplan“, der 30 Pf. kostet und alle Pläne des gesamten Stadt-, Ring- und Vorortverkehrs sowie die Abfahrts- und Ankunftszeiten aller Berliner Fernzüge enthält, sind auch wieder die vier kleinen „Wesentafel-fahrpläne“ herausgegeben worden, die nur 10 Pf. kosten und jeweils einen Teil des Stadt-, Ring- und Vorortverkehrs umfassen.

Mit dem Reiseautobus zum Diepitzsee. Am nächsten Sonntag fahren B.B.G.-Reisewagen ab 300 um 11 und 13 Uhr zum herrlichen, von wundervollem Dauerwald umgebenen Diepitzsee, sowie nach Trübenburg und Friedrichshagen an der Oberhavel. Nach Buchow in der Rätzlichen Schweiz fahren Reisewagen ab 8.30 Uhr vom Palasthotel (Potsdamer Platz). Nähere Auskunft und Kartenverkauf bei der B.B.G.-Verkehrsabteilung, Köpenicker Straße 17. Telefon: Büchse 9014. Apparat 117.

Der nächste sexualwissenschaftliche Frageabend. Im Institut für Sexualwissenschaft findet der nächste sexualwissenschaftliche Frageabend unter Leitung von Dr. F. Abraham am Montag, dem 6. Oktober, 8 Uhr, im Ernst-Hoebel-Saal, In den Zeiten 9a (Eingang Gartenstraße) statt. Unkostenbeitrag 0.20 Mark, Erwerbseinfrei.

# Verwirrung der Gefühle.

Der Mann, der immer wieder auf seine Braut schoß.

Einen seltenen Fall von Gefühlsverwirrung erlebte man gestern im Gerichtssaal.

Im Februar dieses Jahres verurteilte das Landgericht I den 23jährigen Arbeiter R. wegen versuchten Totschlages an seiner Braut zu sechs Monaten Gefängnis. Die Kopferlegung, die der junge Mensch unmittelbar nach der Tat sich selbst beigebracht hatte, kostete ihm das rechte Auge. In der Gerichtsverhandlung verweigerte die Braut die Aussage; die jungen Leute hatten sich bereits vor längerer Zeit ausgetrennt. Im April erwarb R. — angeblich zum Wiederverkauf — einen Revolver, zu dem die von der ersten Tat zurückgebliebenen Patronen passten; diese waren ihm von der Gefängnisverwaltung bei seiner Entlassung ausgehändigt worden. Am 13. Mai erhielt der Verurteilte eine Bewährungsfrist zugewilligt. Vier Tage später feuerte er aus der neu erworbenen Waffe drei Kugeln ab; wie seine Braut behauptete, flogen zwei davon dicht über ihren Kopf hinweg. Die dritte jagte er sich in die Brust. Er war hinterher viele Wochen hindurch krank. Auch die zweite Anklage lautete auf versuchten Totschlag. In der gestrigen Gerichtsverhandlung bestritt R., auf seine Braut geschossen zu haben.

Diesmal wollte das junge Mädchen nicht ihre Aussage verweigern; sie fühlte sich nicht mehr als die Braut des Angeklagten, sagte sie. Er wieder erklärte, sie nicht wie in der ersten Verhandlung schon zu wollen. Und so entrollte der Angeklagte vor Gericht ein Bild ungläublicher Gefühlsverwirrung.

Im Jahre 1927 lernte der Angeklagte R. Ella B. kennen. Bald darauf gestand sie ihm, von ihrem früheren Freunde in anderen Umständen zu sein. Gegen den Willen ihres Freundes brachte sie die Frucht heimlich weg. Einige Monate später war sie wieder in anderen Umständen — diesmal von einem Kartoffelgroßhändler. Sie zeigte ihrem Freund auch Geschenke: 300 Mark und eine goldene Uhr. Die Frucht brachte sie wieder weg. R. ergab sich vor Kummer wegen der Untreue seiner Freundin drei Monate lang dem Alkohol. Von dem Mädchen wollte er nichts mehr wissen. Sie aber suchte ihn auf, versprach vernünftig zu werden;

er beschimpfte sie und wies ihr die Tür. Sie kam wieder; er widersand nicht, die Beziehungen wurden hergestellt, die jungen Leute verlobten sich. Nach einiger Zeit wurde der Mann von seiner Braut infiziert. R. löste die Verlobung. Drei Wochen später kam die B. erneut zu ihm. Er entfernte sie gewaltig aus seiner Wohnung. Sie kam ein zweites Mal. Er liebte das Mädchen noch immer, gab klein bei und verlobte sich ein zweites Mal. Und wieder traf er sie mit einem fremden Mann auf der Straße, dem er auf der Stelle einige Ohrfeigen versetzte. Er verzog ihr wieder. Eines Nachts im Oktober feuerte er dann im Hotel gegen sie und auf sich zum erstenmal die Schüsse ab. Sie lagen gerade im Bett, als die Braut sagte: „In demselben Bett lag ich bereits einmal mit dem Kartoffelgroßhändler.“ Ueber sich vor Wut und Eifersucht griff R. zur Waffe. Die Begründung des ersten Urteils hatte seinem Affektzustand Rechnung getragen.

## „Ein anderer Mann kriegt dich doch nicht.“

Der Angeklagte verfolgte seine Braut nach wie vor mit seiner Eifersucht, anscheinend nicht ohne Grund; sie reizte ihn immer wieder bewußt zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, bei denen er sie stets mißhandelte. Eines Tages — es war der 17. Mai — erklärte sie ihm, sie wolle ihn verlassen, sie passten nicht zueinander. Gemeinsam mit der Schwägerin erschien sie in seiner Wohnung, um ihr Grammophon abzuholen. R. bat sie, doch bei ihm zu bleiben, beteuerte seine Liebe; sie blieb dabei, von ihm gehen zu wollen. Der Mann wurde immer erregter, sagte plötzlich: „Ein anderer Mann kriegt dich doch nicht“ und im nächsten Augenblick knallten die drei Schüsse. Das junge Mädchen blieb unverfehrt. R. mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

Das Gericht erachtete die Absicht, die Braut zu töten, für nicht erwiesen und sprach den Angeklagten von der Anklage des versuchten Totschlages frei, wegen unbedingten Waffensbesitzes wurde er jedoch zu 6 Monaten Gefängnis unter Zubilligung einer Bewährungsfrist verurteilt.

# Schule will Elternhaus ersetzen.

Mustergültiges städtisches Mädchenheim. — Fernab von der Großstadt.

Das Johannaheim in Werstpsuhl bei Werneuchen gehört zu jenen Stiftungen, die, in der Vorkriegszeit von wohlhabenden Privatleuten gegründet, in der Nachkriegszeit zusammenzubrechen drohten. Wo es irgend angängig war, hat in solchen Fällen im Interesse der Volkswohlfahrt die Stadt Berlin schärfend eingegriffen. Anerkennenswerte Verdienste hat sich in dieser Hinsicht die sozialdemokratische Stadtkölin Wegl erworben.

Das Johannaheim in Werstpsuhl bei Werneuchen gehört zu der Edward- und Johanna-Arnhold-Stiftung, die mit einem Kapital von 3 Millionen Mark von dem Kohlenindustriellen Geheimrat Edward Arnhold errichtet wurde, um älteren Mädchen vom 6. Lebensjahr ab bis zum 18. Lebensjahre heran- und auszubilden. Da das Stiftungskapital infolge der Inflation zusammenschmolz und das Heim mit privaten Mitteln nicht mehr zu halten war, wurde es der Stadt Berlin zum Kauf angeboten und von dieser zum 1. April 1929 gekauft und am 1. Juli 1929 eröffnet.

Das Heim gliedert sich in 3 Abteilungen: a) das Kleinkinderheim; b) das Erholungsheim; c) die Haushaltungsschule. Das Kleinkinderheim nimmt 100 Kleinkinder im Alter von 2 bis 6 Jahren auf, deren Eltern entweder verstorben oder wegen wirt-

schaftlicher und persönlicher Verhältnisse nicht in der Lage sind, ihre Kinder zu erhalten und zu erziehen. Versucht wird, diesen Kindern das fehlende Elternhaus zu ersetzen und sie durch geregelte Lebensweise körperlich zu kräftigen und geistig und seelisch zu fördern. Um individuelle Arbeit leisten zu können, sind die Kinder in 9 Gruppen eingeteilt, die von einer Kindergärtnerin oder Schwester betreut werden.

In dem Erholungsheim finden 20 erholungsbedürftige Schulkinder Aufnahme, die für 4—6 Wochen in der gesunden Luft und bei guter Ernährung und Betreuung sich kräftigen sollen. Ungefähr 50 junge Mädchen können nach Beendigung der Schulpflicht in die Haushaltungsschule aufgenommen werden. Die Schülerinnen sollen soweit gefördert werden, daß sie später ihrem Beruf und ihren Pflichten als Hausfrau und Mutter gerecht werden können.

Die einjährige Ausbildung wird von sachlich ausgebildeten Lehrkräften geleitet. Ganz besonderer Wert wird auf eine möglichst praktische Ausbildung gelegt, die durch theoretischen Unterricht ergänzt wird. Mit Literatur und Musik, Spiel, Sport, Tanz, Wandern und freier Beschäftigung wird die Freizeit ausgefüllt. Die ärztliche Betreuung ist durch einen praktischen Arzt aus Werneuchen sichergestellt, der täglich ins Haus kommt.

# Achtzehnjähriger zum Tode verurteilt

Die Geliebte erwürgt — Der Täter geistig beschränkt

Osnabrück, 3. Oktober.

Vor dem Schwurgericht wurde der sensationelle Iburger Nordfall verhandelt, der vor wenigen Monaten allgemeines Aufsehen erregte. Die Anklage wirft dem kaum achtzehnjährigen Täter Schulte aus München bei Iburg vor, die siebzehnjährige Dienstmagd Wallmeier vorsätzlich durch Erürgen und Erhängen ermordet zu haben.

Der Angeklagte ist ein kleiner, schwächlicher, offenbar geistig beschränkter, stiller und verschlossener Junge. Er gibt an, er habe die Wallmeier auf einem Tanzergnügen kennengelernt. Sie habe ihn dann, den gänzlich Unerfahrenen, zum Geschlechtsverkehr geführt. Später habe ihm die Wallmeier mitgeteilt, sie bekäme ein Kind von ihm, er müsse sie nun heiraten. Sein Vater erfuhr von der Sache, und ließ ihm sagen, er würde zu Hause hinhingeworfen, wenn das wahr wäre. Auch sein Onkel, bei dem er wohnte, wollte ihn auf die Straße werfen, wenn das stimmte. Schließlich wurde er am 19. Juli arbeitslos. Jetzt wußte er überhaupt nicht, was er machen sollte. Am Sonntag vormittag, dem 20. Juli, ging er noch zur Kirche. Am Nachmittag wollte er sich in Osnabrück nach Arbeit umsehen. Unterwegs sei ihm die ganze Geschichte im Kopf herumgegangen. Er war in völliger Verzweiflung und sah nur noch darin einen Ausweg, daß er oder sie sterben müsse. In diesem Zustand sei er dann mit dem Vorfall umgegangen, das Mädchen umzubringen. Er traf dann die Wallmeier, die ihn auf den Abend um 11 Uhr bestellte. Bei Bekannten besorgte er sich Bindfaden. Als er zu dem Mädchen ging, kam ihm dieses schon entgegen. Sie gingen in den hundert Meter entfernten Wald und unterhielten sich erst. Dann habe er den Bindfaden aus der Tasche gezogen, eine Schlinge gemacht und vorgehängen. Pferdchen zu spielen. Dann habe er ihr die Schlinge um den Hals gelegt und ihr noch gesagt: „Was du für ein schönes Pferdchen bist.“ Pflöcklich habe er die Schlinge mit aller Gewalt zugezogen.

Die Wallmeier sei ohne einen Laut von sich zu geben tot umgefallen. Als er die Leiche an einem Baum aufhänge, um Selbstmord vorzutäuschen, sei die Schlinge gerissen. Er habe dann seine Schuhe mit den Turnschuhen des Mädchens vertauscht, um die Fußspuren zu verwischen, und dann die Leiche an dem Hektor aufgehängt. Die Turnschuhe hat er dann in seinem Schrank versteckt und sich schlafen gelegt. Am anderen Morgen hat er sich dann auf dem Felde be-

schäftigt. Als der Bandjäger kam, da erst habe er an die Folgen gedacht und an das, was er nun angerichtet hatte; das war ihm vorher überhaupt nicht kargeworden. Er wurde dann verhaftet und gestand nach einigen Reueversuchen die Tat mit allen Einzelheiten.

Das Gericht verurteilte den Angeklagten wegen vorsätzlichen und überlegten Mordes zur Todesstrafe und lebenslänglichem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Es hielt den Tatbestand des vorsätzlichen und überlegten Mordes erwiesen und sah sich nicht in der Lage, in der Jugend und der geistigen Beschränktheit des Angeklagten die Ueberlegung der Tat zu verneinen.

## Selbstmordversuch oder Messerstecherei.

Geheimnisvolle Verwicklungen.

Die Berliner Kriminalpolizei beschäftigt sich mit der Klärung eines mysteriösen Vorfalles.

Am Freitag wurde der 53jährige Kaufmann Jzowny in seinem Laden in der Landsberger Straße 35 unter verdächtigen Umständen aufgefunden. Der Laden wird zurzeit umgebaut. Als gestern der Maler dort erschien, um mit den Arbeiten zu beginnen, fand er zu seinem Schrecken, daß in einem Nebenraum der Geschäftsmann mit schweren Kopferlegungen auf dem Erdboden lag. Die Polizei, die sofort von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt wurde, ließ Jzowny in das Krankenhaus am Friedrichshagen bringen. Hier wurden ein Kopfstecher und mehrere Verletzungen im Rücken, die offenbar von Messerstichen herzurühren schienen, festgestellt. Der Schwerverletzte, der im Krankenhaus für kurze Zeit die Befinnung wieder erlangte, gab an, in der Nacht zum Freitag in der Frankfurter Straße mit mehreren ihm unbekanntem Leuten in eine Schlägerei geraten zu sein. Dabei sei auf ihn geseuert worden, und außerdem hätten seine Widersacher auf ihn mit Messern eingestochen. Er hätte sich noch bis zu seinem Laden schleppen können, wo er dann bewußtlos zusammenbrach.

Die polizeilichen Ermittlungen dagegen lassen vermuten, daß Jzowny die Geschichte seines Ueberfalles erfunden hat und daß er in selbstmörderischer Absicht sich selbst die Schwerverletzung beigebracht hat. Bei der Durchsuchung des Ladens wurde nämlich die Waffe entdeckt, aus der der Schlag abgefeuert worden ist.











# Britische Reichswirtschaftspolitik.

## Englische Wirtschaftsjorgen. — Hintergründe der Reichskonferenz.

Am 1. Oktober hat in London die Britische Reichskonferenz begonnen. Sie findet in einer Zeit statt, in der sich auch die englische Wirtschaft in einer sehr schweren wirtschaftlichen Krise befindet.

Die Schwierigkeiten, in denen sich die englische Wirtschaft befindet, sind kaum kleiner als die der deutschen. Schon heute zählt das kleinere England mehr als 2 Millionen unterstüßte Erwerbslose, und auch der englische Winter wird ein weiteres Anschwellen bringen. Mehr als 17 Proz. der versicherten englischen Arbeiter sind erwerbslos.

### Die größte Wirtschaftsjorge Englands ist die Entwicklung des Außenhandels:

Die Einfuhr ist erheblich stärker gestiegen als die Ausfuhr. Unter Berücksichtigung der Preisveränderungen seit 1913 hat sich die Gesamtwareneinfuhr um etwa 15 Proz. erhöht, die Gesamtwarenausfuhr dagegen um mehr als 20 Proz. vermindert. Diese Entwicklung belastet die englische Zahlungsbilanz, vermindert die Möglichkeiten der englischen Industrie, erstens eine Vermehrung des ausländischen Wettbewerbs auf englischem Boden, zweitens eine Verminderung des englischen Absatzes und eine entsprechende Entwertung von Kapital und Freisetzung von Arbeitskräften.

Trotz der alten Freihandelstradition drängen weite Unternehmerkreise zu verstärkter Schutzzollpolitik. Für einige wichtige Schlüsselindustrien, so u. a. auch für chemische Erzeugnisse, besteht bereits seit Jahren ein ausgesprochener Schutzzollverbot. Ein allgemeiner Zoll von 5 oder 10 Prozent des Wertes. Auch versprechen sich die Industriellen hieraus einen Finanzvorteil, denn im englischen Staatshaushalt, der in den vergangenen Jahren mehrfach Ueberschüsse erzielte, droht jetzt — in Folge der Krise — ein großes Defizit. Als Hauptheilsmittel wird aber nicht ein gleichmäßig hoher Schutzzoll gegen alle Welt empfohlen, sondern die seit Jahrzehnten propagierte

### Idee einer allbritischen Zoll- und Wirtschaftsunion scheint allmählich konkrete Gestalt annehmen zu sollen.

Vor wenigen Tagen wurde ein Industriekongress gegründet: Verringerung der Arbeitslosigkeit, stärkerer Schutz des britischen Marktes gegen fremde Wareneinfuhr, Entwicklung eines inter-imperialen Handels (Handels zwischen England, den britischen Kolonien und Dominien untereinander) sind die Programmpunkte dieser Organisation. Unter ihren Gründern finden wir prominente Vertreter der britischen Industrie- und Finanzwelt. Wir nennen u. a.: Sir Hugo Cunliffe-Owen, Präsident der British-American Tobacco Co. Ltd., Henry Drenfus, Präsident der Celanese Ltd. (Kunstseide), Sir Hugo Hirst, Präsident der General Electric Co. Ltd. (größter englischer Elektrokonzern), Sir Harry D. MacGowan und Lord Melchett, die führenden Männer des britischen Chemiestraßes (Imperial Chemical Industries Ltd.).

Einen anderen bemerkenswerten Schritt bedeutete die soeben vorgelegte gemeinsame Entscheidung des

### Verbandes der britischen Industrie und des britischen Gewerkschaftsverbandes.

Sie enthält die Aufforderung an die Regierung, die jegliche britische Reichskonferenz dazu zu benutzen, ein ständiges Reichswirtschaftssekretariat zu schaffen, d. h. also eine wirtschaftliche Zentrale für das gesamte britische Kolonial- und Dominienreich, außerdem soll künftig jeder Reichskonferenz eine spezielle Reichshandelskonferenz vorangehen. Diese Entscheidung spricht allerdings nicht, wie bestimmte Unternehmergruppen es tun, von einem Reichschutzzollblock, so daß die Frage, welche gemeinsamen Reichswirtschaftsmaßnahmen nun im einzelnen getroffen werden sollen, zunächst offen bleibt.

Eine interessante Gründung anderer Natur war vor einigen Monaten die Errichtung einer speziellen Gesellschaft zur Förderung der industriellen Rationalisierung (Bankers Industrial Development Co.) mit einem Aktienkapital von 6 Millionen englischen Pfund (120 Millionen Mark); Finanzgruppen haben sich hier zusammengeschlossen, damit in der Industrie Rationalisierungsmaßnahmen großen Stils finanziert werden können. Außerdem existiert schon längere Zeit ein Reichsmarktausschuß (Empire Marketing Board), der eine Rationalisierung des Handels zwischen England und den anderen Reichsteilen vorbereitet soll.

### Spezielle Ursachen der englischen Wirtschaftsnote.

Welchen Nutzen diese und andere Organisationen im Laufe der Zeit haben werden, läßt sich noch nicht übersehen. Eine stark forcierte Rationalisierung schafft größere Arbeitslosigkeit, wenn nicht das Kernproblem, die Vergrößerung des Absatzes, zugleich gelöst wird. Die jetzige Weltkrise hat die englische Arbeitslosenrate nur vergrößert; seit 1921 beläuft in England eine Millionenarmee von Erwerbslosen. Hauptgrund dieser dauernden Massenarbeitslosigkeit ist erstens die fortschreitende Industrialisierung, die früher von der englischen Industrie mit Waren versorgten Marktgebiete, zweitens der anhaltende Wettbewerb der Amerikaner.

Alle speziellen Handelsdelegationen nach den südamerikanischen Ländern, nach China, Japan usw. haben bisher nur zu geringen greifbaren Ergebnissen geführt, und die verringerte Kraft Englands, Kapital zu exportieren, hat die englischen Unternehmer von einer Reihe großer Bau- und Elektrifizierungsarbeiten in Südamerika und auch in britischen Herrschaftsgebieten (Indien, Kanada) mehr oder weniger ausgeschaltet. Ein verringertes Warenexport zugunsten der Vereinigten Staaten ist die Reversseite dieser Entwicklung.

Nur einige wenige Zahlen sollen diese Entwicklung veranschaulichen: Die englische Warenausfuhr nach den südamerikanischen Ländern ist von 1913 bis 1928 von 1,3 auf 1,27 Milliarden gestiegen, die amerikanische aber von 0,60 auf 1,90 Milliarden Mark. In etwa gleichem Verhältnis haben sich die Amerikaner auch im Fernen Osten auf Kosten der englischen Ausfuhr breit gemacht. Selbst die Ausfuhr von England nach Indien ist nur wenig gestiegen (von 1,40 auf 1,70 Milliarden Mark), während sich die amerikanische Ausfuhr nach Indien von 1913 bis 1928 etwa verdreifacht hat. Dazu kommt im Fernen Osten noch die starke Konkurrenz der Japaner.

Zu beachten ist aber folgendes: Die Ausfuhr englischer Waren nach europäischen Ländern und allen nichtenglischen Ländern der übrigen Welt ist von 1913 bis 1929 von etwa 6,6 auf nur etwa 6,1 Milliarden (Preisveränderungen nicht berücksichtigt) gestiegen, während die Ausfuhr nach britischen Kolonien und Dominien sich von 3,9 auf 5,8 Milliarden Mark, also relativ viel stärker vermehrte.

### Die Bedeutung des Handels mit den Gliedstaaten des britischen Reichs ist also für England gewachsen, zugleich ist aber für diese Gliedstaaten die Bedeutung des eigenen Handels mit England gesunken.

Es folgt daraus, daß an der Schaffung einer irgendwie gearteten britischen Reichswirtschafts- und Handelspolitik die Kolonien und Dominien ein erheblich geringeres Interesse haben als England selbst.

### Fassen wir zusammen:

Eine verstärkte Schutzzollpolitik kann die englische Wareneinfuhr etwas beschränken, leidet aber eine Abschließung Englands von der übrigen Welt ein, die gerade für ein so ausgesprochenes Handels- und Schiffsfahrland von schwerwiegenden Folgen sein muß. Sie vermindert zudem die internationale Wettbewerbsfähigkeit der britischen Industrie. Eine Reichszollpolitik liegt viel mehr im Interesse Englands als dem der britischen Dominien und dürfte kaum ernstlich zur Diskussion gestellt werden. Einseitige Rationalisierung wird, wenn sie mit stärkerer Schutzzollpolitik verbunden wird, die Arbeitslosigkeit vermehren. Wahrscheinlich wird man versuchen, auf einigen Teilgebieten England bestimmte Vorrechte im wirtschaftlichen Verhältnis zu den Dominien und Kolonien zu sichern. Hierfür bietet die auch heute noch starke finanzielle Abhängigkeit der britischen Kolonien und Dominien von der Londoner Finanzwelt eine gewisse Unterlage.

## Aus Subventionen werden Geschenke.

### Wie Stoc Motorflug vom Reich gesund gemacht wird.

Der Jahresabschluss der Stoc Motorflug liefert einen interessanten Beitrag zum Kapitel Reichssubventionen, deren Abbau das Programm der Regierung Brüning stark unterstreicht, dabei aber nur fortsetzt, was die Hermann-Müller-Regierung begonnen hat. Bei Stoc Motorflug ist man nun an den Abbau dieser Subventionen gegangen, leider wahrscheinlich auf Kosten des Reiches.

Stoc Motorflug, die neben Motorrädern u. a. Schlepper für die Landwirtschaft fabriziert, ist noch nie auf den grünen Zweig gekommen, hat verschiedene Zusammenlegungen hinter sich und konnte sich nur mit starken Reichssubventionen halten. Das Reichsernährungsministerium ist besonders stark für das Unternehmen eingetreten. Die Leitung des Unternehmens hat, das kann man ihr ohne weiteres beifügen, völlig versagt. Auch für das Jahr 1929, für das jetzt Bericht erstattet ist, wäre ein größerer Verlust eingetreten, wenn man nicht auf Grund „Entgegenkommens bestimmter Kreise“ eine Vereinfachung durch-

geführt hätte. Diese bestimmten Kreise sind das Reichsernährungsministerium und der Reichsernährungsminister Schiele. Nachdem man die Abschreibungen heruntergelegt hat, während sich ausfalligerweise die Unkosten von 1,9 Millionen auf 2,8 Millionen Mark erhöhten, schließt die Ertragsrechnung für 1929 ohne Gewinn und Verlust ab. Das Reich hat also in seinen Forderungen nachgelassen und soll nach Mitteilung der Generalversammlung dadurch entschädigt werden, daß es an Uebergewinnen bei Grundstücksveräußerungen und an einem Lizenzvertrag beteiligt wird. Dazu hat das Reich nach Aktien übernommen.

Statt also Subventionen abzubauen, wird hier in aller Form auf die zugesprochenen Millionen des Reiches verzichtet. Denn Stoc Motor ist eine Angelegenheit, die sobald nicht mehr rentabel wird. So freilich hat sich die Sozialdemokratie den Abbau der Subventionen nicht gedacht, daß man daraus Geschenke macht. Wir registrieren den Fall Stoc Motorflug, weil wir annehmen, daß sich die Deffenlichkeit mit der Regelung innerhalb des Ausschusses der Stoc Motor sicherlich nicht zufrieden geben wird.

## Wird Bata kommen?

### Preussischer Staatsrat gegen — Preussische Regierung für den Bata-Vertrag.

Der preussische Staatsrat nahm am Freitag einen Antrag der Arbeitgemeinschaft mit den Stimmen der Antragsteller und der Kommunisten an, worin das Staatsministerium ersucht wird, die Verhandlungen mit Bata einzustellen und das in Frage stehende Gelände dem Staatsbesitz zu erhalten. An dem Schicksal der Angelegenheit wird dieser Antrag aber höchstwahrscheinlich nichts ändern, da ein Vertreter des Staatsministeriums im Staatsrat die Erklärung abgab, daß die Staatsregierung entschlossen sei, den Vertrag mit Bata abzuschließen. Während ursprünglich 10 Proz. ausländischer Arbeiter für das erste Jahr hätten zugelassen werden sollen, sei es der preussischen Regierung im weiteren Verlauf der Verhandlungen gelungen, den Vertragsentwurf in der Richtung zu ändern, daß ausländische Arbeiter überhaupt nicht und Angehörige nur im ersten Jahr, und zwar in sehr beschränkter Anzahl herangezogen werden dürften. Die Einhaltung der Vertragsbestimmungen durch Bata werde durch die Einsetzung eines Schiedsrichters gewährleistet, den man voraussichtlich in der Person des Kammergerichtspräsidenten bestellen werde.

Neue Wohnungsbauhandbriefe der Preussischen Landespfandbrief-Anstalt. Nachdem am dem Pfandbriefmarkt eine Beruhigung eingetreten ist, legt die Preussische Landespfandbrief-Anstalt, die auch während der letzten Wochen die Kurse ihrer Wertpapiere unerändert gehalten hat, in der Zeit vom 6. bis 25. Oktober 1930 5 Millionen Mark 7prozentige Goldmark-Pfandbriefe zum Vorzugskurs von 96 1/2 Proz. zur öffentlichen Zeichnung auf. Vergleiche über die Bedingungen den Inseratenenteil.

Schichau baut Fischdampfer für Rußland. Die Schichau S. m. b. H. hat von der Sowjetregierung acht Fischdampfer von demselben Typ wie die zuletzt gebauten in Auftrag genommen, von denen der erste in sieben Monaten abgeliefert werden soll. Von einer schwedischen Reederei erhielt die Werft einen kleinen Passagierdampfer in Auftrag, ebenso von der Masurischen Dampfschiff-Kompagnie in Löben; ferner hat das Wasserbauamt drei Motorbootskassen bei Schichau in Auftrag gegeben. Durch diese Bestellungen ist die Beschäftigung bei Schichau gesichert.

# Die Zukunft des Roggens.

## Roggenlogik von einer anderen Seite.

Das Institut für Konjunkturforschung hat ein Sonderheft 20 über „Die Zukunft des Roggens“ von R. Jasny veröffentlicht, dessen sehr umfassende und sorgfältige Untersuchungen zu einem Ergebnis kommen, das Schiefes Roggenpolitik negiert und Beachtung verlangt. In dem zusammenfassenden Ueberblick heißt es:

„Der Roggen — einst die in Europa verbreitetste Getreideart — wird von anderen Getreidearten mehr und mehr zurückgedrängt. Diese Zurückdrängung ist darauf zurückzuführen, daß auf allen Verwendungsgebieten andere Getreidearten (oder die Kartoffel) dem Roggen immer mehr vorgezogen werden. Als am wenigsten widerstandsfähig erweist sich der Roggen in der Spiritusfabrikation. Zu einer dauernden Zurückdrängung des Roggens — insbesondere in der Stadt — führt auch sein Kampf mit dem Weizen um die Verwendung als Nahrungsmittel. Am widerstandsfähigsten ist die Verwendung des Roggens als Futtermittel, obwohl auch diese gewisse Nachteile aufweist.“

Je geringer der Anteil der Roggenproduktion wird, der zu Brotzwecken Verwendung findet, desto mehr verliert der Roggen den Anspruch darauf, als Brotgetreide bemerkt zu werden. Fällt aber die Bewertung als Brotgetreide weg, so bildet sich bei den Roggenpreisen die Tendenz aus, — entsprechend der geringeren Eignung des Roggens als Futter — unter die Preise anderer Futtergetreidearten abzusinken.

Der Roggenbrotverbrauch hält sich am stärksten in den roggendbauenden Betrieben selbst. Auch seine Verfütterung findet vornehmlich in diesen Betrieben ihre Stütze, denn auch zu Futterzwecken wird Roggen nur ungern gekauft. Die umgesetzten Roggenmengen sind daher — besonders im Außenhandelsverkehr — verhältnismäßig gering. Da außerdem der Roggenbrotverbrauch außerhalb der roggendbauenden Betriebe viel schneller zurückgeht als die Roggenproduktion, vermindern sich auch die umgesetzten Roggenmengen in schnellerem Tempo.

In Deutschland konnten sich diese in der ganzen Welt wirkenden Tendenzen nicht voll auswirken, da die durch das Zollsystem geschaffenen Preisverhältnisse den schon durch die Natur stark begünstigten Roggenbau kräftig antrieben. Der Roggenbrotverbrauch sowie der Einfuhrbedarf der Zufuhrgebiete ist jedoch auch in Deutschland, ähnlich wie in den anderen Ländern, rückläufig. Wenn vor dem Krieg die dem Roggen in Deutschland gewöhnte Sonderstellung allein durch hohe Roggenpreise in Verbindung mit dem Einfuhrzollsystem eine Geltung erhalten werden konnte, ist jetzt zur Erreichung dieses Zweckes außerdem eine starke Besteuerung aller Futtermittel sowie aller Erzeugnisse der landwirtschaftlichen Veredelungsindustrie notwendig geworden. Abgesehen davon, daß ein geschlossener hoher Zollschutz für die ge-

samte Landwirtschaft mit der weltwirtschaftlichen Stellung Deutschlands unvereinbar ist, könnte mit diesem Mittel indes nur ein Aufschub, nicht die Lösung des Roggenproblems herbeigeführt werden. Eine Lösung kann nur durch solche Änderungen in den Preisrelationen erreicht werden, die die Roggenproduktion in Einklang mit dem Bedarf bringen, ohne die Lage der landwirtschaftlichen Veredelungsindustrie zu beeinträchtigen. Die früher oder später unvermeidliche Verringerung in der Stellung des Roggens im deutschen Ackerbau wird durch die Weltagrarkrise noch besonders dringend gemacht.

Der Weltumstellungsprozeß trifft den auf Getreidebau (Roggen und Hafer) mehr als notwendig abgestellten deutschen Ackerbau besonders schwer. Schwer betroffen ist indessen auch die landwirtschaftliche Veredelungsindustrie Deutschlands, die bereits vor dem Krieg gerade wegen der einseitigen Einstellung der Landwirtschaft auf den Roggen- und Haferbau gegenüber der Veredelungsindustrie der Nachbarländer im Rückstand war und in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren noch weiter zurückblieb. Der nicht ganz gesunde Aufbau der deutschen Landwirtschaft ist heute gegen den Ansturm der rationalisierten Auslandskonkurrenz ohne Umstellung nicht mehr zu halten. Soll nicht die landwirtschaftliche Veredelungsindustrie preisgegeben werden, wird von der unbedingten Aufrechterhaltung der Roggenpreise abgesehen werden müssen.

Auch bei Preisen, die die Verfütterung von Roggen ohne Beeinträchtigung der Konkurrenzfähigkeit der landwirtschaftlichen Veredelungsindustrie und ohne Steigerung der Lebenshaltungskosten über das für die weltwirtschaftliche Lage Deutschlands zutreffende Maß ermöglichen, wird der Roggenbau, weil er sich auf geeignete Bodenverhältnisse stützt, vorderehend einen kräftigen Stand behaupten. Die große Entwicklungslinie wird indes in Uebereinstimmung mit der in der ganzen Welt zu beobachtenden verlaufen.“

## Esoinroggen verbilligt.

Der Preis für Esoinroggen, dessen Verfütterung zum Bezug von zollverbilligter Gerste berechtigt ist, von 200 auf 170 Mark je Tonne ermäßigt worden. Gleichzeitig wurde entgegen der bisherigen Regelung die Wahl freigestellt, entweder auf 1 Zentner Gerste, 1 Zentner Roggen oder 1 Zentner Kartoffelkosten zu verfahren oder nach der bisherigen Regel zu verfahren, die 1 Zentner zollverbilligter Gerste nur bei Verfütterung von 1/2 Zentner Roggen und 1/2 Zentner Kartoffeln zuließ.

Die nordwestdeutschen Schweinemäster hatten gestern von Schiele noch ein Gerste-Roggen-Verhältnis von 2 : 1 verlangt, wurden aber damit abgewiesen.



# Johann Mazliach: Wer bist du?

(Schluß.)

an einem der folgenden Abende kam er später als sonst. Als er an ihrem Stand halt machte, sagte sie, indem sie auf ein in Segelnetzen geschlossenes Bündel deutete: „Wollen Sie mir das nach Hause tragen helfen?“ Es war nichts anderes als der Pack ihrer schon fertig verschürzten Zeitungen. Sie hatte also ihr Brett schon vorher abgeräumt; er verstand, daß sie auf ihn gewartet hatte. Er bückte sich schweigend und nahm das Bündel auf. Im Weitergehen sah sie, daß er taumelte. Da sagte sie ihn unter und nahm ihm den Pack ab. Nachher, als ein feiner Regen zu fallen begann, breitete sie das große dunkle Tuch, daß sie um die Schultern trug, über ihn, schlug das eine Ende unter seinen Arm und zog sich das andere über den Kopf. Nun ging er, dicht an sie geklebt, zwar nicht mehr taumelnd, doch auch nicht ganz aufrecht dahin und fühlte eine große Wärme von ihrem Leib her über seine Haut streichen.

Er blieb die Nacht bei ihr. Erst als er viel und gierig, dann schlief er in ihrem Bett an ihrer Seite. Sie machte sich schmal, legte ihren Arm unter seinen Kopf und ließ ihn an ihrer Brust ruhen. Er schlief tief, ohne Traum. Nur einmal, kurz ehe der Morgen dämmerte, erwachte er und drängte sich an sie. Aber sie wehrte ihn sanft ab, etwa so, wie man mit einem Kinde verfährt, das krank ist und ruhen muß, und er sank rasch wieder, vom Schlaf überwältigt, zurück. Dabei hatte er die Empfindung, als neige sie sich über ihn, er fühlte auch ihre Lippen an seiner Schläfe, vielleicht küßte sie ihn. Nachher, ehe er einschlief, hörte er sie an seinem Ohr flüstern. Es war eine fremde Sprache, er erkannt sich, mehr schlafend schon als wachend, diese Laute irgendwo im Krieg gehört zu haben, vielleicht in Rußland oder auf dem Balkan, es waren jedenfalls slawische Worte und eines davon glaubte er nun auch zu verstehen: „Lieber.“ Dann hörte er nichts mehr und schlief ein.

Er kam in der nächsten Nacht wieder. Ueber Tag hatte er sich bemüht, an die Frau nicht zu denken. Aber er fand nun wieder keine Arbeit und das machte einen ganz und gar brotlosen, einen verzweifeltsten Tag, der durch die Aussicht, zur Nacht kein Quartier zu haben, nicht besser wurde. Eine Art Hohn, den er in die Augen der Leute kommen sah, wenn er in verwaschenem Gewand um Arbeit vor sprach und neben Namen und Alter auch seinen Beruf nannte, Ingenieur nämlich, machte ihn nicht ruhiger. Und am Abend war eben etwas wie Sehnsucht über ihn gekommen. Er hatte es zwar vermieiden, seinen Weg über die Brücke zu nehmen und auch nachher, bis um Mitternacht etwa, konnte er sich nicht entscheiden. Dann aber, wieder und wieder über Umwege abirrend, war er dem Haus, wo sie wohnte, allmählich näher gekommen, hatte in der Straße, am Haustor, am Treppenaufgang und auch vor der Tür noch gezögert, war aber nun doch, ein wenig verlegen zwar und erschöpft, bei ihr eingetreten.

Sie schien ihn erwartet zu haben, denn er sah neben den Resten ihrer Mahlzeit einen zweiten Teller am Tisch. Sie sprach auch jetzt nur wenig, aber sie war heute um einen Schimmer wärmer und zärtlicher als gestern, vielleicht auch jünger und heiterer als er sie bisher gesehen, ein wenig aufgeschlossener, ein Mädchen mehr als ein Weib.

Er sah mit gesenktem Kopf da und ab. Er sah sie nicht an. Erst als er den leeren Teller beiseite schob und ausblickte, sah er, daß sie im Hemd neben ihm saß, mit bloßen Armen und Beinen. Er glaubte sich zu erinnern, sie beim Eintreten angekleidet gesehen zu haben, und fühlte nun eine kleine Spannung in der Brust. Sie lächelte und nahm seine Hand. Dann verdrückte sie das Licht und fühlte ihn zum Bett hin. — Als er sich von ihr löste, faltete er seine Hände um ihr Gesicht und fragte:

„Wie heißt du?“

„Marja“, sagte sie. „Und du?“

„Paul.“

Sie blieben als Mann und Weib zusammen. Marja fragte nicht, wer er war und was er trieb, ja sie vermochte dieses fremdartige Wort Ingenieur, das ihr ein wenig spähig vorkam, kaum auszusprechen. Sie gab ihm zu essen, sie nahm ihn des Nachts in die Wärme ihres Leibes auf und sie mühte sich, ihm Trost zuzusprechen, wenn er ganz ohne Hoffnung von seiner Suche nach Arbeit heimkam. Und von sich selbst sprach sie nicht mehr als nottat. Er mußte nun, daß sie von irgendwoher aus dem Osten kam, vom Kriege vertrieben; sie hatte Eltern und Mann und Kind verloren und zog nun, ungebunden in einer schmerzlichen Art, durch die Welt. Sie arbeitete und hatte Männer, sie nahm einen anderen, wenn der eine sie verließ. Solches Leben war vielleicht nicht immer leicht, weiß Gott, aber Marja schien richtig angelegt zu sein zu aller Schwere des Daseins, sie konnte darüber lächeln, des Lebens Unbill spiegelte sich in ihren hellen Augen gewiß nur als Heiterkeit, ja das alles war am Ende nichts als scherzhafte Bemerkung, die immer und wieder, wenn man nur stillhielt, zum guten sich lösen mußte.

Wenn Paul sagte, sagte Marja: „Wird wieder anders.“ Und Sonntags ging sie mit ihm vor die Stadt, setzte sich an den Rand des Flusses, ließ ihre runden Beine in das Wasser hängen, rauchte und sang wieder. Dann nahm sie auch ihr Tuch vom Kopf und er sah ihr blondes Haar. Er liebte sie in diesen Stunden sehr.

Als der Herbst gekommen war, hatte er Arbeit gefunden. Und als Marja es hörte, sagte sie:

„Jetzt gehst du fort von mir.“

Er antwortete: „Wo denkst du hin“, und blieb mürrisch an diesem Abend.

Aber Marja meinte lächelnd, er möge sich nicht grämen. „Wird wieder anders“, sagte sie.

Jetzt wollte er, daß sie schweige, und wurde grob. Also schwieg sie. Aber sie nahm ihm solche Härte gewiß nicht übel, denn nach einer Weile ging sie nach unten in die Schankwirtschaft und brachte Wein. Sie tranken und rauchten und wurden heiter. Dann duldete er es auch, daß sie ihm lachend Bescheid gab: „Wird wieder anders.“ Und nachher, im Dunkeln, war sie stürmisch, wie er sie noch nie gesehen hatte, wild bis zu Tränen.

Gegen Morgen, als er erwachte, sah er, daß sie im Schlaf weinte. Dabei hatte sie ein Rächeln um den Mund. Er erschrock, richtete sich auf und sah verloren um sich. Dann neigte er sich über sie und flüsterte:

„Wer bist du?“

Danon erwachte sie. Sie mochte seine Worte gehört und wohl auch in ihrer Art verstanden haben, denn sie sagte, ein wenig verwundert allerdings: „Marja.“

Er verließ sie erst zu Beginn des Winters. Eines Abends kam er nicht wieder und in der folgenden Nacht sandte er einen Mann, die Wäschestücke und Kleider zu holen, die er sich von den ersten Monatsgehältern angeschafft hatte. Marja schnürte alles zu einem netten Bündel zusammen und packte zu innerst ein Fläschchen Schnaps dazu. Eine Summe Geldes, die der Mann ihr geben sollte, nahm sie an. —

Ihr Geschäft auf der Straße hatte Marja nicht aufgegeben und

nun stand sie mit ihren Zeitungen wieder an der Brücke, stand frei und mit einer gewissen Größe aufgerichtet da, sang mit ihrer vollen, wohlklingenden Stimme die Namen der Blätter in die Luft und kimperte hin und wieder mit den Münzen in der Tasche ihres weiten Rockes. Ihre Augen waren hell wie je, es war nichts von dem Flimmern und Zittern in ihnen, das die Menschen ringsum in ihren Blicken hatten, sondern Ruhe und große Gelassenheit, eine Art Stärke vielleicht oder Sehnsucht, die stark macht.

\*

Paul sagte bisweilen, wenn er beim Wein saß: „Ich hab' sie nur im Traum wiedergesehen.“ Und er gestand, daß es in diesen Träumen stets so etwas wie eine Brücke gab, einen deutlich sichtbaren, in edlem Bogen gewölbten Weg, der aus einem dunklen Raum, aus dem Nichts, wie Paul meinte, zu einer Stadt wies oder zu sonst einer Ansiedlung oder vielleicht nur zu einer Gruppe von hellen Häusern auf einer Anhöhe — es war jedenfalls der Weg zur anderen Seite hin, das glaubte Paul zu wissen, zur sichereren und besseren. Und Marja stand am Wege. Was sie tat, wußte Paul nicht immer zu sagen, manchmal hatte er es am Morgen schon ganz und gar vergessen. Hin und wieder aber schien ihm, sie hätte ihn an der Hand gefaßt, in ihr Tuch gehüllt und hinübergeführt.

An den Tagen nach solchen Träumen fühlte er sich müde, gewissermaßen mutlos, ja es kam einmal dazu, daß er dachte, er bedürfe nun, wiewohl sein Hemd wieder sauber und die Sohlen seiner Schuhe wieder ganz waren, Marjas Hilfe mehr denn je. Das war gegen Ende des Jahres, in einer kalten und nebligen Zeit. Ueberdies, so überlegte er, könnte Marja jetzt wieder Geld brauchen. Erst wollte er selbst zu ihr hingehen, um ihr das Geld zu geben. Dann aber konnte er sich nicht dazu entschließen. Es vergingen einige Tage; dann schrieb er und legte dem Schreiben etliche Geldscheine bei. Doch der Brief konnte nicht bestellt werden. Er kam nach kurzer Zeit, ein wenig beschmudgt, mit dem Vermerk: „Adressat ins Ausland verzogen“ wieder in seine Hand.

## 150 Millionen Liter Blut

Der Herzmuskel, ein wunderbares Pumpwerk, das unermüdet Tag und Nacht tätig ist, arbeitet im Verlauf eines Lebens von 70 Jahren mit insgesamt drei Milliarden Schlägen. Dieser Berechnung liegt zugrunde, daß beim Neugeborenen das Herz in der Minute 144mal, beim Erwachsenen 72 mal, wenn er ruht, und etwa 100mal bei mäßiger körperlicher Arbeit schlägt. Da jeder Herzschlag etwa  $\frac{1}{2}$  Liter Blut aus dem Herzen in die Schlagadern treibt, beträgt die Blutmenge, die im Laufe eines Menschenlebens dem Herzen entströmt, 150 Millionen Liter. Diese Menge würde einen kreisrunden See von 1 Meter Tiefe und einem Durchmesser von 220 Meter füllen. Eine Blutmenge, deren Gewicht so groß ist wie das Gewicht des ganzen Menschen, fließt in 20 Minuten aus dem Herzen.

## Mord auf der Brücke

Ueber die grüne, runzlige, mit Maulwurfschügeln bespaltete Hochebene von Bughea tortelt Jobie, der Kropfige, der Dorf-trottel. Sein riesiger Kopf stützt sich auf einen Holz, der zwischen den Schultern versunken ist. Beine und Arme schlenkern hin und her. Sein breites, mageres Gesicht verzieht sich bei jedem Schritt. Der Kropf, rot wie der Hals eines Truthahns, baumelt weich und dick. Das rechte Bein ist lahme. Seine verschlafenen Augen sagen nichts. Die Brust ist voll roter Haare, wie ein Fußschell. Zerlegt, barfuß, ungelächelt, arm, idiotisch und ruhig schlendert Jobie dahin.

Die Morgenbämmerung entfaltet ihre gelben Farben. Am Fuße der Hochebene schläft die Stadt.

Jobie wird begleitet von einem achtjährigen, blondlockigen Jungen, der einen Kater mit rosigem Ohren trägt. Mireca, ein vaterloses Kind, kennt keine andere Zärtlichkeit als die „Onkel“ Jobies. Sie verstehen einander, Jobie, Mireca und der Kater.

„Onkel Jobie“, sagt der Junge, „wie schön heute das Wetter ist! Wir werden gute Geschäfte machen beim Betteln.“ — „Aba—abu! Aba—abu!“ antwortet der Idiot und nickt mit dem Kopf. Er sieht Mireca an, sein Gesicht erhellt sich. Dann blickt er nach Osten. Der Himmel strahlt in warmem Silberlicht.

Jobie beginnt ein schauerliches Lied zu singen: „A la, la, la, la, la, la, la, la...“ Mireca jauchzt hell auf, er ist lustig und tanzt um den Kropfigen herum. Jobie singt sein Lied. Er geht mit dem Stock auf die Sonne, die die Gipfel der Berge überflammt.

Als sie den Berg vor der Stadt erreichen, machen sie Rast. Die Händler eilen lärmend nach dem Markt. Kinder blasen auf Flöten. Wettelstern trahen die Hähne an allen Enden der Stadt, die Währäder am Bach wimmern, als würden sie geprügelt.

Der Kropfige nimmt den Knaben in die Arme, Mireca legt den Kater auf seine Brust, unter das bauchige Hemd. Und wie bei jeder Rast, fängt Jobie an, zu erzählen: „A ba, ba, aba, buaba...“ So erzählt Jobie, was ihn bewegt. Seine mageren Hände verkrampfen sich in dem Hemd des Jungen, der aufmerksam zuhört.

„Und die Mutter des Kindes hat ihn verprügelt, nicht wahr, Onkel Jobie?“ fragt Mireca. „Wu hu!“ antwortet der Idiot, seine Augen strahlen vor Freude: Ein Mensch auf der Welt versteht ihn! Mehr will er gar nicht vom Leben.

Nach einer Weile stehen beide auf und gehen weiter nach dem Markt. Wie sie in die ersten Straßen kommen, heben die Gassenjungen hinter Jobie her. „Hallo, Jobie! Der Mutter Schönster! — Auf ihn! Auf ihn! — Klau! Klau! — Mißgeburt!“ Einige schludern Raststößen, Kartoffeln, Stroß und Sand. Die Zure, der Schlimmste unter ihnen, entwindet Jobie den Stock mit einem lauten Siegesgeschrei. Der Stock fällt auf das Pflaster. Jobie wankt, dann bückt er sich. Als er sich wieder aufrichtet, drohend, röhrend wie ein verwundenes Tier, sind die Kinder fort. Jobie ruft: „Mal, ab! Na, na, ab!“ Er knirscht mit den Zähnen, laut und hebt die Hand zum Mund, als wolle er seine Feinde, die ihn jeden Morgen so quälen, verschlingen. Er schüttelt den Kopf, seine Zotteln fallen ihm ins Gesicht. Dann nimmt er Mireca bei der Hand und geht weiter. Hinter ihm sammeln sich die Kinder wieder. Sie drohen, werfen mit Erdklumpen, die Geschickteren wogen es, Jobies wackeligen Bauernkittel zu fassen. Sie strengen alle Kräfte an, um den Idioten auf den Rücken zu werfen. Der dreht sich im Kreis, hebt den Knüttel und reißt den Mund weit auf. Er kann nicht mehr lassen, sein Kropf schwillt an. Bequält stöhnt er auf und geht dann weinend weiter.

„Was wollen sie nur immer von uns, Onkel Jobie?“ sagt Mireca und zittert vor Furcht.

Der Druck, gegen den die Herzpumpe arbeitet, beträgt  $\frac{1}{3}$  Atmosphäre. Ihre Leistung kann man sich durch einige Vergleiche verdeutlichen: in einem Tage leistet das Herz 18 000 Meterkilogramm, d. h. eine Arbeit, durch die 1000 Kilogramm 18 Meter hoch gehoben werden oder das Körpergewicht des Menschen (70 Kilogramm) 255 Meter hoch. Die Arbeit des Herzens im Laufe des ganzen Lebens ist gleich 450 Millionen Meterkilogramm. Sie würde hinreichen, um einen großen vollbeladenen Schleppzug von 900 Tonnen Gewicht 500 Meter emporzuheben.

## Arbeitslose Wahrfager

Die chinesische Regierung führt einen energischen Kampf zur Ausrottung der Wahrfager, die im öffentlichen Leben Chinas eine durch die Ueberlieferung geheiligte Stellung einnehmen. Das Ministerium des Innern der Nanking-Regierung hat an die ihm unterstellten Behörden eine Verordnung erlassen, die besagt:

Die Kommisars für öffentlichen Schutz aller Provinzen und Städte haben dafür zu sorgen, daß innerhalb von drei Monaten alle Wahrfager ihres Bezirks sich einer anderen Beschäftigung zuwenden. Zu diesem Zweck soll eine Versammlung der Wahrfager einberufen und ihnen klargemacht werden, daß die Regierung entschlossen ist, allen Aberglauben auszurotten, und sie sich deshalb nach einer anderen Beschäftigung umsehen müssen. Falls die Wahrfager innerhalb von drei Monaten keine andere Beschäftigung finden, sollen ihnen die Behörden Gelegenheit bieten, einen Beruf zu erlernen.

## Land der alten Frauen

Brasilien darf sich rühmen, in gewissem Sinne das Land der alten Frauen zu sein; denn wohl in keinem anderen Lande der Erde hat die Frau soviel Aussicht, recht alt zu werden, wie dort. Die Kindersterblichkeit ist in Brasilien sehr groß; einige Städte haben den traurigen Vorzug, die größte Kindersterblichkeit der Welt aufzuweisen. Wenn aber die kleinen Erdenbürger das erste Lebensjahr hinter sich haben, dann scheint sich eine ganz besondere körperliche Widerstandskraft einzustellen.

Unter seinen 30 635 000 Einwohnern hatte Brasilien bei der Volkszählung von 1924, deren Resultate jetzt erst endgültig festgestellt worden sind, nicht weniger als 6724 Hundertjährige. Auf je 100 000 Einwohner entfielen demnach in Brasilien 22 Hundertjährige. Brasilien nimmt in der Zahl der Hundertjährigen unter allen Ländern die fünfte Stelle ein. Den Rekord hält allerdings Guatemala mit 34 Hundertjährigen auf je 100 000 Einwohner.

Kauffallend ist nun, daß, obgleich Brasilien weniger Frauen als Männer zählt, doch viel mehr Frauen als Männer das hohe Alter erreichen. Gegenüber 4127 Frauen mit 100 und mehr Jahren gab es 1924 nur 2579 Männer mit dieser Lebensdauer. Der Ausbruch „schwaches Geschlecht“ scheint demnach wenigstens in Brasilien, was Lebenskraft anbelangt, nicht richtig zu sein. Daß es im allgemeinen mehr Frauen als Männer im Alter von 100 und mehr Jahren gibt, ist eine Beobachtung, die man nicht nur in Brasilien, sondern auch in anderen Ländern vorfindet.

Die Trauer des Kropfigen mischt sich mit seiner Mut zu einer Art Grinsen, das um Mitleid, um Güte bettelt. Er sieht aus wie ein Hund, der im Schlaf bellt.

Endlich erreichen sie den Markt. Die Händler lärmern und ordnen ihre Waren. Die Wagen sind beladen mit Kattun, Bauernkitteln, weißen Bauernhosen, künstlichen Blumen; Laden und Truhen werden rasch entladen. Einige erzählen von ihren Geschäften am Vortag. Jobie und Mireca werden von den Kaufleuten böse empfangen: „Rührt ihr euch schon bei Tagesgrauen hier herumtreiben, ihr Bettlerpad?! — Macht, daß ihr fortkommt, man kann sich ja nicht rühren vor dem Gestöbel!“ Ein Grieche, der Senfen und Legte verkauft, stößt Jobie, daß er auf die Hände fällt. Brummend steht der auf, nimmt Mirecas Hand und verläßt den Markt. Er will auf der Brücke warten, bis die Damen und Mädchen kommen, die schön sind und Mitleid haben mit den Armen.

Auf einen Balken der Brücke gestützt, sieht er mit stumpfem Blick in den Fluß, der in silbernen Streifen bauchige Steine umspült.

Hier findet ihn die Horde Kinder wieder. In zwei Reihen setzen sie sich zu beiden Seiten der Brücke nieder und beginnen mit Steinen zu werfen. Jobie schreit. Mireca verdeckt sich bei ihm, mit beiden Händen hält er die Deckung seines Kittels zu, hinter der sich der Kater ängstlich verbirgt. Plötzlich hört man die Stimme eines Jungen: „Sturm!“ — und alle fallen über Jobie her. Sie zerren an seinem Kittel, schieben den Idioten hin und her und lachen über seine Angst. Einer reißt den Saum von seinen Schultern. Ein anderer stellt ihm ein Bein. Und einer schlägt ihm mit einer Rute übers Gesicht. Jobie heult auf und wirbelt den Stock über seinem Kopf. Blutunterlaufen sind seine Augen, die Botten zittern, länger und länger wird seine Unterlippe. Mireca weint: „Laßt uns doch in Ruhe! Wir haben euch doch nichts getan!“

Der Kropfige hat einige der Jungen mit dem Stock getroffen. Der größte springt Jobie an, reißt ihn zu Boden. Mireca fällt neben ihm nieder. Die anderen stürzen sich über sie. Im Kittel Mirecas schreit der Kater, ein Junge erwischt ihn beim Schwanz, wirbelt ihn einige Male durch die Luft und schleudert ihn in den Fluß. Jobie krümmt und windet sich. Sein Gesicht wird blau. Er versucht zu beißen. Als er sieht, daß einer von ihnen in den Fluß geschleudert wird, verliert er den Rest seines armen Verstandes. Er schlägt die Augen und trampft mit seinen Händen bestimmungslos um sich. Sein Gebell erklingt im Lärm der Kinder, sein Atem ist nur ein Rächeln, das immer mehr verflucht.

Plötzlich ertönt aus der Masse der Gassenjungen ein spitzer Schrei. Die Kinder lassen los und sind im Nu verschwunden.

Der Idiot steht auf. Mit der rechten Hand drückt er aus Leibeskräften den Hals Mirecas zu. Der ist schon steif, seine Zunge hängt herab, Blut läuft von der Nase zum gebauchten Hemd, die Augen sind verdeckt.

Als Jobie wieder zur Besinnung kommt, sieht er Mireca. Er beginnt zu zittern, fällt hin und wälzt sich verzweifelt auf den Bohlen der Brücke. Sein Hemd hängt in Fetzen. Die blutigen Finger steck er in den Mund und beißt zu.

Die Polizei findet Jobie in einem Hofweg. Er hat den toten Knaben mit Blumen geschmückt, und sitzt trauernd neben der Leiche, ohne eine Träne zu weinen. Seine Totenklage ist ein schwermütiger Gesang, voll Berrücktheit und Liebe. Man muß ihn binden, um ihn den Knaben wegnehmen zu können.

(Nach dem Rumänischen des Delacourts von Hilde Löwenz.)